

# Texte von Emil Bernhard Cohn

aus den

## jüdischen Kinder- und Jugendkalendern Jahrgänge 2 - 5

Ab 5690 (1929/30)

Herausgegeben

von

**Emil Bernhard Cohn**  
(5. Jahrgang mit Else Rabin)

### Inhaltsverzeichnis

2. Jahrgang .....	2
3. Jahrgang .....	7
4. Jahrgang .....	44
5. Jahrgang .....	70

## 2. Jahrgang

### **Geht nach Burlenka — !**

Eine Volkserzählung von Emil Bernhard

Als der Dubner Maggid, der bekannte ostjüdische Volksprediger um 1800, von dem auch im vorjährigen Kalender die Rede war, in seinen besten Jahren war, pflegte er alljährlich einige Monate in Polen herumzureisen und die großen und kleinen Städte zu befahren, um die Juden mit seinen Gleichnissen und Reden zu erfreuen. Diese Reden waren so berühmt, dass er nur irgendwo einzutreffen brauchte, so lief schon die ganze Stadt in der Synagoge zusammen. Denn der Dubner, wie man ihn der Kürze halber nannte, war ein Großer seiner Zeit, gleich bekannt und geehrt wegen seiner frischen und volkstümlichen Art, wie wegen seines reinen und unsträflichen Lebenswandels.

So kam er auch einst am Vorabend eines Sabbats in das Städtchen Burlenka, das südöstlich von Lemberg an der österreichischen Grenze lag und sich einer beträchtlichen Gemeinde erfreute. Als er in seiner Herberge abgestiegen war und ein wenig geruht hatte, wunderte es ihn, dass keiner der großen und angesehenen Juden der Stadt sich zu ihm bemühte, um ihm den Willkommengruß zu geben, wie er es sonst gewohnt war. Dafür sammelten sich vor der Tür des Hauses viele kleine und gedrückte Juden, Händler und Handwerker, die die Köpfe zusammensteckten, von einem Fuß auf den anderen traten und offenbar nicht den Mut hatten, das Haus zu betreten und ihr Anliegen vorzubringen. Nun war, wie gesagt, der Dubner ein Mann, dem das Herz auf dem rechten Flecke saß und der dem gemeinen Volke gern ein gutes Wort und einen Händedruck gönnte. So holte er sich kurzerhand die Leute in seine Stube, redete mit ihnen hin und her und hatte bald heraus, wo sie der Schuh drückte.

Sie beklagten sich. Ja, sie beklagten sich über die Bethausvorsteher ihrer Gemeinde Burlenka, die sie nicht mehr richtig „dawwenen“ (dawwenen = beten, d. i. das, was man im Westen „oren“ nennt) ließen. Es waren neue Moden aus Österreich über die Grenze gekommen. Man hatte gehört, dass in Wien und Budapest prunkvolle Synagogen entstanden seien, wo die Beter in Reihen hintereinander saßen, zu bestimmten Zeiten sich gemeinsam erhoben und setzten, und übereifrige Synagogendiener hin und wider liefen, um eine Ordnung aufrechtzuerhalten, die für Wien und Budapest mit ihrer großstädtischen Form verständlich und berechtigt schien, für das immerhin kleine Landstädtchen Burlenka aber gewiss fehl am Platze war. Trotzdem hatten diese neuen Sitten auch vor der Synagoge von Burlenka nicht haltgemacht, und so standen nun die kleinen Juden vor dem großen Dubner und beklagten sich. Auf die Frage, warum sie sich denn nicht zur Wehr gesetzt hätten, fasste sich ein altes, weißbärtiges Männchen ein Herz und trat auf den Dubner zu: „Hört, Dubner,“ sagte er, „Ihr seid ein großer Jude, wir aber sind unansehnliche Leute. Steht da der Vorsteher an seinem Betpultständer und guckt schief über die Brill'. Und wenn einer dawwenet mit ganzem Herzen und zu Gott schreit und sich wirft, klopft er mit

der breiten Hand auf seinen Ständer, dass es durch die ganze Schul\*) knallt, und macht ‚Pscht!‘ dass man vor Schreck das Beten vergisst. So haben sie es getrieben Jahre lang, und nun stehen wir Burlenkaer wie die Wiener und die Budapester, es ist ein Jammer zu sehen! Helft uns, Dubner, gegen die Großen, Ihr allein vermögt uns zu helfen!“ —

Wie der Maggid solche Reden hörte, lächelte er unmerklich, einen Augenblick leuchtete der Schalk in seinem Auge auf, dann aber redete er den Leuten gut zu und entließ sie, indem er ihnen versprach, das Seine zu tun. Als die Leute zum Hause hinausgingen, begegneten ihnen in der Tür einige der Gewichtigen von Burlenka, die sich inzwischen eines Besseren besonnen haben mochten und gekommen waren, um dem Dubner ihre Aufwartung zu machen.

Am nächsten Tage — es war der Sabbat, der von der Empörerrotto Korach seinen Namen hat — waren alle Juden von Burlenka in der Synagoge versammelt, die Bänke waren besetzt, die Gänge standen voll, als der Dubner vortrat, den erhöhten Platz einnahm, von dem man die Thora herabzutragen pflegte, und folgendermaßen begann:

Hört mir zu, ihr Leute von Burlenka, ich will euch eine Geschichte erzählen:

In den Tagen, als Polen noch in seiner alten Herrlichkeit bestand, und die reichen polnischen Grafen auf ihren Schlössern saßen, gab es in der Nähe von Krakau einen Grafen Krinsky, der durch seinen großen Reichtum ebenso berühmt wie durch seine Ausschweifungen berüchtigt war. Auf seinen Schlössern wurde oft tagelang geprasst, der Wein floss in Strömen, und die Musikanten, wenn sie in den Morgenstunden vor Übermüdung die Fiedel sinken ließen, bekamen Prügel. Der Graf unterschied sich übrigens in all diesen Dingen nicht erheblich von den übrigen Herren seines Standes. Den größten Teil des Jahres saßen sie in Wien, Warschau oder gar in Paris und verjubelten dort die unendlichen Gelder, die ihr „Moschko“ (Moschko = Moses, Mauscheh, ist die verächtliche Form, wie der polnische Graf seinen Juden rief), d. h. ihr jüdischer Geschäfteführer und Güterverwalter, aus ihrem Grundbesitz herauszuwirtschaften wusste. Ob er nun Abraham, Isaak oder Jakob hieß, der Moschko war immer der Moschko und war der unentbehrliche Hofjude des polnischen Grafen, von ihm gehätschelt oder getreten, wie es dem Herrn beliebte, verwöhnt und verhöhnt zu gleicher Zeit, immer bereit, Schläge zu empfangen und immer bereit, zu Hilfe gerufen zu werden, wenn es irgendwo auf den gräflichen Gütern haperte.

Zur schönen Jagdzeit aber, wenn das Edelwild dem Herrn Grafen zur Hetze reif erschien, und er sich bemüßigt fühlte, auch einmal wieder sein heimatliches Schloss heimzusuchen, kamen die Nachbarn von allen Seiten gefahren, und es ging hoch her, vor allem abends, wenn die Jagd abgeblasen war und die Herren beim Ungarwein saßen — höher oft, als es der Säckel des Hausherrn erlaubte und vertrug.

Nun saßen einst beim Grafen Krinsky viel edle Herren beisammen und sprachen dem Weine kräftig zu, da kam man unter Schreien und Gelächter auch auf die Moschkos zu sprechen. Und wie es so kam, begann ein Streiten zwischen den Herren, wer denn den klügsten, ehrlichsten und tüchtigsten Moschko hätte.

---

\*) Schul = Synagoge

Die Gesichter wurden immer röter, das Schreien immer lauter, und schließlich sprang der Schlossherr, eben jener Graf Krinsky, auf, stieg in seiner Trunkenheit auf einen Stuhl und schrie: „Ich wette dieses Schloss, dass ich von allen den klügsten Moschko habe; der Itzig bringt in vier Wochen einem Pferd das Dawwenen bei, Seite für Seite, ein ganzes Buch!“

Nun darf man sich nicht wundern, dass der Graf etwas vom Dawwenen wusste. Es lebten schon damals viele Juden im Lande Polen, ganze Städte waren von ihnen Übersät, und ihre jüdische Sprache war weder dem Volke noch dem Grafen gänzlich unbekannt. Wie nun der Graf so schrie, brachen die Herren teils über die Absonderlichkeit der Wette, teils über sein lächerliches Gebaren in ein tosendes Gebrüll und Lachen aus. Alle miteinander hielten die Wette, setzten Summen und Güter dagegen, der eine ein Pferd, der zweite ein Haus, der dritte einen Wald, es war ein wildes Durcheinander und ein ganz seltsames Geschäft, das da im Rausch und Übermut abgeschlossen ward.

Am nächsten Morgen erwachte der Graf Krinsky mit schwerem Kopfe von seinem Rausche, und als er einigermaßen nüchtern erwog, was für einen bedenklichen Handel er mit dieser Wette eingegangen war, ging er einen Tag lang recht verdrossen umher, dann aber befahl er kurzerhand seinen Moschko aufs Schloss. Der kam, und der Graf erzählte ihm alles, was geschehen und wie es gekommen war. Anstatt aber seinen Rat zu erfragen, wie man wohl auf ehrliche Weise aus dem üblen Handel herauskommen könnte, plagte und zwickte ihn der Ärger über die eigene Torheit so sehr, dass er den Juden barsch anfuhr und von ihm ganz einfach verlangte, er solle ihm binnen vier Wochen ein Pferd vorführen, das dawwenen könne. Vergeblich bettelte und jammerte der Moschko, vergeblich suchte er das Unsinnige, ja Unmögliche des Ansinnens klarzumachen, der Graf blieb dabei: In vier Wochen ein Pferd, das dawwenet, oder der Moschko soll ausgepeitscht und zum Teufel gejagt werden! Es war noch ein Glück für den Juden, dass ihm eine Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden zugebilligt wurde.

Die vierundzwanzig Stunden noch nicht vorüber, kommt der Moschko zum Grafen und versucht nochmals mit Ach und Weh ihn von seinem verrückten Vorhaben abzubringen. Als das nicht gelingt, seufzt er tief auf und sagt es dem Grafen zu, zwar mit vielem Geseufz und Gestöhn, aber er sagt's ihm zu und verspricht ihm, schon morgen mit dem Unterrichte anzufangen. Wer war glücklicher als der Graf? Er überschüttet den zerschmetterten Moschko mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten, sagt ihm alles Notwendige für das seltsame Vorhaben eines so unerhörten Unterrichtes zu und verspricht ihm goldene Berge, wenn es gelänge.

Nun war unser Moschko auch nur ein Mensch, und zwar wie jeder andere Moschko nicht der Dummen einer. Denn man hat schon gemerkt, dass für solchen Posten eines den Wünschen und Launen eines übermütigen Herrn täglich ausgesetzten Verwalters eine ganze Portion Beweglichkeit und Gerissenheit gehörte. Wie es nun ernst wurde, durfte der Graf sich nicht wundern, dass auch im Herzen des Getretenen allerhand vor sich ging. So verlangte der Moschko nicht etwa einen Ackergaul für sein Experiment, sondern das Leibross des Grafen selbst, einen prächtigen Araberhengst und ein Geschenk des Kaisers in Wien. Sodann genügte ihm nicht der Stall des Grafen, wenn auch

der hellste und beste, zum Unterricht, sondern der Graf musste die unteren Säle seines Schlosses räumen, in deren Glanz und Marmorpracht für die nächsten vier Wochen unser Moschko mit seinem vierbeinigen Schüler seinen Einzug hielt. Alles wurde gewährt, und der Unterricht begann. Unser Moschko machte es so: er ließ das schöne, stolze Pferd fasten, erst einen halben, dann einen ganzen Tag. Als es nun vor Hunger wieherte und die kostbaren Marmorfliesen zerstampfte, dass die Splitter flogen, führte er es in einen zweiten Saal, wo in der Mitte ein Tisch stand und auf dem Tische ein Buch lag, ein großes, schweres, geschlossenes Buch. Zwischen die einzelnen Blätter des Buches hatte aber der findige Lehrer Hafer gestreut, und wie nun das Pferdehuhn — trapp, trapp, trapp — an den Tisch herankam, schnupperte es mit seinen Nüstern, roch den Hafer und schlug gleich das erste Mal mit seiner Schnauze den Deckel auf, glücklich, einige Körner zu erwischen. Das tat der Jude alle zwei bis drei Stunden, und bald lernte auf diese einfache Weise unser Pferdchen auch noch mit der Zunge die Seiten umzuschlagen. Auch brauchte man ihm nur die Tür aufzumachen, so lief es schon von selbst auf den Tisch und das Buch zu und war so gelehrig, dass bereits nach vierzehn Tagen unser Moschko dem beglückten Grafen melden konnte: „Herr Graf, das Pferd kann dawwenen!“ Das ganze Schloss geriet auf diese Nachricht in Aufruhr. Der Graf kam, sah und war begeistert. Zwar noch mehr über die unbändige Klugheit seines Hätschelpferdes als über die Kunst seines Moschko, dem er mit der breiten Hand so mächtig über die Schulterblätter schlug, dass der vor Schrecken schier zusammensank: „Du gerissener Schlaufuchs! Du abgefemter Bube! Du ausgepichter Schuft!“ Mit solcherlei Liebkosung schüttelte er seinen unbezahlbaren Moschko am Kragen hin und her. Aber begeistert war er doch.

Und alsbald, noch acht Tage, bevor die für die Wette gesetzte Frist verstrichen war, erging an alle großen und edlen Herren der näheren und weiteren Nachbarschaft die Einladung, auf dem Schlosse des Grafen Krinsky zu erscheinen und das Pferd zu sehen, das dawwenen konnte, wie es der kluge Moschko ihm beigebracht.

Die Gäste kamen, alle saßen sie im Marmorsaal des Schlosses, wo in der Mitte der Tisch mit dem alten, schweren, hebräischen Buche stand, Diener hin und wider liefen und Musikanten mit fröhlichen Weisen eine Zeit ausfüllten, die den Gästen zu lang erschien, aber gerade darum von dem vor Übermut vergehenden Wirt eingefügt worden war, um die allgemeine Spannung aufs äußerste zu treiben.

Endlich öffneten goldbetresste Diener die Flügeltüren und unser Moschko mit seinem vierbeinigen Schüler kam herein. Totenstille trat ein, als das Pferdchen ganz von selbst auf den Tisch zulief, das Buch aufschlug und die Seiten eine nach der anderen mit seiner Zunge umschlug, mit nickendem Kopfe eine Weile über jeder Seite verharrte, bis es weiter ging und auf diese Weise das ganze Buch durchblätterte und offenkundig las. Die Menschen, die das sahen, waren stumm und außer sich: das Unmögliche war wirklich geworden. Die allgemeine Stille wurde unterbrochen durch die stolzen Worte des Grafen, der sprach: „Das Pferdchen dawwenet!“ und dann höhnisch von einem zum andern schreitend: „Deinen Wald, mein Freund!“ - „Dein Rösslein, mein Brüderchen!“ — „Söhnchen, dein Haus!“ — und weiter: „Ich habe die Wette gewonnen: das Pferdchen dawwenet und mein Moschko ist der beste!“ — — —

Ich muss mich unterbrechen, denn an dieser Stelle unterbrach auch der Dubner seine Erzählung, die er vor den gespannten Zuhörern in der Synagoge von Burlenka in seiner frischen Weise zum Besten gab. Da saßen sie alle in ihren Bänken, vorn die Großen und Reichen der Stadt und hinten die kleinen Leute alle, und wussten nicht, was sie mit der Geschichte anfangen sollten und wie die Sache denn enden würde. Aber der Dubner blitzte sie an, als er mit erhobener Stimme fortfuhr:

Als nun der Graf Krinsky so höhnisch den Einsatz auf seine Wette von seinen Gästen verlangte und zur ernstlichen Betonung mit seinen starken Knöcheln auf den Tisch pochte, sprangen einige heißblütige Edelleute plötzlich auf und drangen schreiend auf den Grafen ein: „Das nennt Ihr Dawwenen. Herr? Wart Ihr noch nie in einer Judenschule mit ihrem Lärm? Habt Ihr jemals Juden so dawwenen hören, wie diese Mähre dawwen't?“ — Aber jäh verstummten sie, als der Graf sie andonnerte: „Geht nach Burlenka, da könnt ihr Juden so dawwenen sehn!“

Und damit stieg der Dubner Maggid von seinem Platz herunter und verließ die Schul und die Stadt. Von diesem Tage an hatten die kleinen Leute von Burlenka Ruhe vor den Großen, und niemals wieder wurde aufs Pult geklopft, wenn einen das Herz zum lauten Beten trieb. „Denn,“ sagten die Weisen, „wenn das Herz laut ist, soll es nicht schweigen, und den dankenden Mund sollst du nicht verschließen.“

---

### 3. Jahrgang

## Aus den Tagen des Schinderhannes

Erzählung

von Emil Bernhard Cohn

An einem Sommertage des Jahres 1800, am traurigen Ende jener wilden Zeit, die der französischen Revolution folgte und die die ganzen Rheinlande unsicher machte, saßen im Amtszimmer des Landeshauptmanns zu Bonn vier Herren um einen Tisch herum und sprachen so erregt miteinander, dass der alte Amtsdienner vor der Tür ängstlich alle benachbarten Türen schloss, und der kleine, furchtsame Jude, der außerdem noch draußen auf einer Wartebank saß, aufstand und unruhig hin und her gehend mit nervösem Zeigefinger den schiefen Hals zu kratzen begann.

„Ich sage euch, sie stecken mit ihm unter einer Decke!“ schrie drinnen Herr von Kröcke, der Landeshauptmann. „Haben wir nicht den klaren Beweis in diesem Geleitschein, den wir dem Juden abgenommen haben? Gibt es noch besseren Beweis? Er der Stehler, sie die Hehler! Man sollte nicht bloß ihm, dem ganzen Judenpack sollte man den Prozess machen!“

„Einen Augenblick!“ bat der alte Baron von Mahlzahn, der nur durch Zufall und auf der Durchreise sich in Bonn befand, sonst aber als ein stiller Landwirt auf seinen Gütern zu Rees am Niederrhein saß und sich um einen Räuberhauptmann wie den Schinderhannes, von dem hier die Rede war, wenig kümmerte: „Einen Augenblick, lieber Kröcke: — Zeigen Sie mir doch einmal den Geleitschein!“ Der Landeshauptmann öffnete einen Aktendeckel und breitete ein merkwürdiges Dokument auf dem Tisch aus, das eher einem unsauberen Wisch als einem Dokumente glich. Die Herren beugten sich mit Eifer über das Papier, der kurzsichtige Gerichtsrat Frische rückte die Brille zurück und streckte den Kopf nach vorn, der pompöse Gendarmeriehauptmann Gans holte gar ein Vergrößerungsglas aus der Tasche, stand mit Wichtigkeit auf und wollte gleich alles, aus dem Stehen sich herunterbeugend, unter die Lupe nehmen, zunächst aber schaffte sich der alte Baron mit einer ruhigen Handbewegung über den Tisch hin Raum und las erst buchstabierend, dann geläufiger, was dort mit unmöglicher Rechtschreibung geschrieben stand:

An Juden Herschel auf der Bonner Gass diesen Brief.

Mit diesen par Zeylen thu ich eich beglaubichen, dass ich 100 Gulden geltt von eich erhalten hab, daraufhin ihr nun, ohn Unschweiff reisen kent mit Got links von rhein zwischen Frankfort und Kölle. Al meine guten Freind sünd gewisen, eich durchzulassen mit Pferd und Wagen, geld und gut, wogegen hir meine handliche Unterschriw.

Schünder Hanes

† † †

Dieses merkt, was es betheit.

† †

Das Dokument war seltsam genug und hätte zu anderen Zeiten selbst auf ernstere Männer seine fröhliche Wirkung nicht verfehlt. Trotzdem darf man nicht vergessen, dass die Herren um jenen runden Tisch damals alles andere als sorglos gestimmt waren, denn der Johannes Bückler, genannt Schinderhannes, war nachgerade zu einer richtigen Landplage geworden. Waren schon an und für sich nach den Revolutionskriegen die Verhältnisse im Lande völlig zerrüttet, die Landstraßen unsicher, die Wälder voll räuberischer Banden, so hatte der Schinderhannes über das ganze Rheinland geradezu eine Panik verbreitet. Seine vielen Raube und Morde hatten, vor allem auf dem linken Rheinufer, zeitweise allen Verkehr lahmgelegt, und wenn der Kaufmann zur Messe nach Frankfurt wollte, musste er sich schon etliche Gendarmerie als Geleitschaft mieten, um einigermaßen sicher durchzukommen. Rechtsrheinisch war es zwar besser, aber sicher war auch dort das Reisen keineswegs. Hier nun, auf dem Tisch des Bonner Landeshauptmanns, lag zum ersten Male ein Dokument, das von der Unverschämtheit der Räuber einen hübschen Beweis gab, gleichzeitig aber, wie man sieht, für den Bonner Juden Herschel, dem es abgenommen worden war, recht gefährlich werden konnte. Da zudem, was einem Juden gefährlich ist, gewöhnlich allen Juden gefährlich wird, kann man begreifen, dass Reb Herschel Bonn, der sich, als er hinter der Tür den Herrn von Kröcke mit der Faust auf den Tisch schlagen hörte, vor der Tür den schiefen, bärtigen Hals kratzte, dabei nicht nur an sich selber dachte. Aber was sollte man tun? Musste man nicht handeln und reisen? Und sollte man reisen ohne Sicherheit? Und woher Sicherheit nehmen, wenn in jenen Tagen das aufgeregte und gedemütigte Reich so völlig versagte? Was sollte man tun?

„Wie die Stehler, so die Hehler!“ schrie Herr von Kröcke noch einmal, und der Gerichtsrat nahm die Brille ab und pflichtete ihm bei: „Wir wollen erst einmal den Juden da draußen bei Wasser und Brot setzen,“ sagte er mit seiner piepsigen Stimme, „er wird uns schon Rede stehen. Lassen Sie ihn herein!“

Der Gendarmeriehauptmann Gans ging in seiner prächtigen Uniform sporenklirrend zur Tür: „Reinkommen!“ schrie er auf den Korridor hinaus, und alsbald stand der kleine rötliche Reb Herschel vor den großen Herren da, und sie begannen ihn tüchtig ins Gebet zu nehmen. Sie taten höhnisch, als wäre er durch jenen Geleitschein des größten Verbrechens überführt, titulierten ihn als Spießgesellen des gefürchteten Mordbrenners, fragten ihn nach seinem „Schacher“ aus, und da begreiflicherweise bei dem Schrecken, den der Schinderhannes um sich verbreitete, aus dem kleinen Juden nicht herauszubekommen war, wann, wo und auf welche Weise er an den Geleitschein gekommen war, wurden sie immer erboster, der Gerichtsrat überschrie den Landeshauptmann und der Landeshauptmann den Gerichtsrat, beide wetteiferten in der Beschimpfung der Juden und des Judentums, bis schließlich der Gendarmeriehauptmann das Fenster öffnete und zwei Gendarmen heraufrief, um den verstockten Juden abzuführen. In diesem Augenblick legte sich der alte Baron von Maltzahn ins Mittel, der sich bis dahin still verhalten und an dein scharfen Verhör des Juden keinen Anteil genommen hatte.

„Erlauben Sie mir einen Vorschlag, meine Herren!“ sagte er: „Der kleine Mann da ist eingeschüchtert, wie Sie sehen. Es brauchen nicht gar so schlimme Gründe zu sein, die ihn zum Schweigen veranlassen. Redet er, so muss er vielleicht die Rache des Räubers fürchten. Vor allem wollen wir ihn erst einmal



abtreten lassen, damit er sich beruhigen kann. Gehen Sie einen Augenblick hinaus, mein lieber, und warten Sie, bis wir Sie wieder rufen.“

Herr von Kröcke war ganz verduzt und die anderen Herren ebenso, den alten Herrn so reden zu hören, aber seine Worte waren von so ruhiger Bestimmtheit, dass sie gar nicht widersprechen konnten, zumal der Baron eine sehr angesehene Persönlichkeit im Rheinland war, mit der man sich verhalten musste.

„Hören Sie,“ fuhr der Baron fort, als Reb Herschel den Raum verlassen halte, „ich komme, wie Sie wissen, aus Rees. In meiner Begleitung befindet sich ein braver, alter Jude, der mir auf meinen Gütern als Faktor dient, mich in meinen Grund- und Kaufgeschäften unterstützt und seit Jahren von mir erprobt und redlich befunden wurde. Er betreibt selbst in Rees einen ansehnlichen Handel, der ihn bis nach Frankfurt, ja sogar bis Leipzig führt, schiefe Geschäfte kennt er nicht, soviel ich weiß, und er wird uns sicher bessere Auskunft geben können als das verängstete Männchen da draußen. Bei uns ist er unter dem Namen Reb Mordche Rees im ganzen Kreise und auch bei der Regierung bekannt, wenn Sie wollen, lasse ich ihn aus seiner Herberge kommen.“

„Reb Mordche Rees!“ lachte Kröcke kurz auf, indem er sich über den Namen lustig machte. Inzwischen waren die Gendarmen eingetreten und wurden sofort nach der Judenherberge entsandt, um den Mann zu holen.

Reb Mordche kam. Er war ein alter Mann von über siebzig Jahren, doch von überraschender Rüstigkeit. Man sah es vor allem seinen Augen an, die noch nicht erloschen waren, sondern große Klugheit verrieten. Er hielt den Kopf geneigt und das Ende seines grauen Bärtchens in den Fingerspitzen seiner linken Hand, was seinem Wesen etwas Forschendes und Überlegtes gab.

„Was der uns schon wird erzählen können?“ dachte der Landeshauptmann, als er Reb Mordche vor sich stehen sah, und zuckte spöttisch die Achseln. Allerdings musste man ihm zugute halten, dass er bis dahin von dem bekannten Reeser Juden noch nichts gehört hatte, von dem seine rheinischen Brüder manche herzhaftere Geschichte zu berichten wussten. So soll er einmal einen Knecht gehabt haben, der im Verdachte der Unehrllichkeit stand. Als Reb Mordche eines Tages bemerkte, dass der Knecht vor die Truhe, die in seiner Kammer stand, ein Schloss gelegt hatte, legte er kurzerhand ein zweites Schloss dazu. Auf die entrüstete Vorstellung des Knechtes, warum er solches getan, antwortete Reb Mordche mit einer Gegenfrage: „Und du? Warum hast du ein Schloss davorgelegt?“ — „Ich habs getan, damit nichts herauskommt!“ — „Und ich,“ lautete Reb Mordches klassische Antwort; „— damit nichts hineinkommt!“

So sah der Mann aus, der jetzt in Bonn vor den Stadt- und Landesgrößen stand und das Verhör aushalten sollte, dem der kleine Herschel nicht gewachsen war. Kurz und barsch erzählte ihm der Landeshauptmann, vom Gerichtsrat öfters unterbrochen, den Fall und legte ihm den Geleitschein des Schinderhannes vor.

„Wie ist das möglich, wenn ihr nicht mit ihm eure Geschäfte habt? Da streifen unsere Gendarmeriebrigaden durch alle Felder und Wälder im Land, kaum glaubt man ihn einmal zu haben, schlüpft er irgendwo hinten hinaus und ist entwischt. Statt uns zu helfen, den Mordbrenner zu fassen und dem Gerichte zu überliefern, wie er es verdient, lasst ihr euch Geleitscheine von ihm gehen

und bezahlt ihn dafür! Ihr seid es also, mit deren Hilfe er immer wieder entkommt!“

Reb Mordche zog die Stirne hoch und die Mundwinkel herunter: „Wenn man so was sagt,“ erwiderte er bedächtig, „muss man es beweisen.“

„Wir werden es beweisen,“ schrie von Krücke wütend, „wir werden euch alleamt vor den Richter bringen!“

„Ruhig!“ besänftigte der Baron.

„Wie kommt es dann, Herr Landeshauptmann,“ sagte Reb Mordche, indem er den Angeredeten von unten her anschaute und sein Bärtchen nicht losließ, „wie kommt es dann, dass der Schinderhannes sich ein so offenkundiges Vergnügen daraus macht, reisende Juden zu überfallen, die zur Messe fahren? Hat er nicht den Reb Mendel Ruhr vom Basemer Hof niedergeknallt? Was hat das Land getan, seine Juden zu schützen? Hat es die gestohlenen Waren bezahlt? Wenn sich also wirklich einer loskauft von ihm, kann man es ihm verdenken, wo ein Schutz im Lande nicht mehr ist?“

Das war eine mutige Rede für einen Juden jener Zeit, der vielleicht sein Niederlassungsprivileg in der Tasche und daneben wie dieser hier vielleicht noch einen gütigen Grundherrschaft als Beschützer hatte, sonst aber ohne alles Recht im deutschen Vaterlande stand. Der Landeshauptmann aber suchte ihn aufs Glatteis zu führen und sagte:

„Ihr gebt also zu, Mordche Rees, dass ihr Juden mit ihm Abmachungen habt, wonach er euch gegen Geld freies Geleit auf euren Reisen gewährt. Und ihr seht nicht die Notwendigkeit ein, euch in allen Dingen an die Regierung zu halten, die vielleicht nicht immer stark genug, immer aber guten Willens ist, für eure Sicherheit zu sorgen? Wir wollen das doch einmal protokollieren!“

„O nein!“ sagte Reb Mordche: „Ich gebe gar nichts zu und protokolliere auch nichts, es sei denn, dass mir auch die Bereitwilligkeit der Regierung protokolliert wird, für jeden Schaden aufzukommen, der uns an Leib und Gut durch die Räuberbanden geschieht, die das Land unsicher machen.“

„Und ihr seid doch mit ihm unter einer Decke, kauft ihm sein Raub- und Diebesgut ab und habt euren Schacher mit ihm!“ schrie der Gerichtsrat hell, indem ihm die Stimme überschlug.

„Bis jetzt ist noch keiner von euren Leuten zu mir gekommen und hat mir gemeldet, dass der Schinderhannes ihn dann und dann überfallen habe. Das heißt gemeldet hat man es schon, — aber die Beweise, die Beweise!“ schrie der Landeshauptmann, und indem er den Geleitschein Reb Mordche mit der Faust unter die Nase hielt, fuhr er fort: „Hier ist ein Beweis, hier holten wir einen Zipfel, den wir nicht loslassen werden, bis wir ihn, den Schinderhannes, und mit ihm all seine Gesellen aufs Schafott gebracht haben. Und seine Helfershelfer dazu, jawohl!“ Die letzten Worte schrie er dem alten Juden ins Gesicht, der nun sehen mochte, was davon zu halten war und sichtlich erbleichte. Jetzt hatte er sein Bärtchen losgelassen und wandte sich zum Gehen: „Ich werde dem Herrn Landeshauptmann die Beweise bringen, wenn es soweit ist,“ sagte er, „einen Geleitschein habe ich nicht und werde ich nicht haben“.

Der alte Baron war aufgestanden, um beruhigend einzugreifen, und als er sah, dass Reb Mordche zur Tür ging, wollte er, ihn begleitend, eine begütigende Hand auf seine Schulter legen. Aber schon war der Alte über die Schwelle, und horte nur noch mit gerunzelter Stirne, wie von Krücke höhnisch hinter ihm her

rief: „Bringt es nur! Bringt es nur! Ihr könnt mich bei Nacht wecken, wenn ihr wollt!“

\*

So endete das Gespräch der Bonner Größen mit dem alten Juden aus Rees. Eine Stunde später fand in der Bonner Schul unten am Rhein, wo die Fährboote hielten, eine eilig einberufene Versammlung statt, bei der Mordche Rees eine Ansprache an die Bonner Juden hielt und ihnen seine Besorgnisse auseinandersetzte. Er hatte Reb Herschel freibekommen. Nicht ohne Schwierigkeiten und nicht ohne Bürgschaft, wobei ihm sein guter Baron geholfen halte. Man hatte ihm unter Drohungen bei einer zweiten Verhandlung eine alte Verordnung vorgelegt, wonach bei Verfehlungen eines einzelnen Juden die ganze Gemeinde solidarisch für ihn haften sollte, und er hatte es übernommen, die Bonner Glaubensgenossen auf diese Verordnung und ihre möglichen Folgen hinzuweisen. Jetzt stand er in der alten rauchigen Schul, hatte wieder seinen Bart in der Hand und sprach zu seinen Brüdern.

„Rabbaussaj,“ sagte er, „habt ihr bis heute von solchen Geleitscheinen gehört, die der Schinderhannes für gutes Geld verkauft?“

Ihm antwortete ein allgemeines Schweigen, das Reh Mordche bedenklich vorkam.

„Hört, liebe Brüder,“ fuhr er mit hochgezogenen Brauen fort, „Geständnisse will ich nicht von euch. Aber warnen muss ich. Denn sind wir nicht Juden, und was bedeutet das? Nun ja. Rechte haben wir schon, Schutzbriefe, Privilegien. Aber von Rechten zum Recht ist noch ein weiter Weg, wenn sie auch drüben in Frankreich schon ein bisschen weiter sind, und der Konsul Napoleon manches schöne Wort darüber geredet hat. Und mit dem Schinderhannes? Was wird mit dem Schinderhannes sein? Hat man ihn heute noch nicht, kriegt man ihn morgen. Kriegen wird man ihn sicher, glaubt mir das! Darum hüten wir uns, uns mit ihm einzulassen. Schon der Schein gegen uns würde uns vernichten. Die Herren, die heute mit mir und dem Herschel sprachen, sind nicht gewöhnt, Nägel ohne Köpfe zu machen. Darum bitte ich euch, liebe Brüder, gebt mir das Versprechen, weder Geleitschein noch sonst was von ihm zu nehmen. Es wäre ein Chillul Haschem,\* wenn uns da was passierte.“

Die Bonner Juden, die bis dahin dem angesehenen Reb Mordche über ihre Betpulte hin zugehört hatten, fingen jetzt an, sich umzuschauen, sich hin und her zu bewegen, aus den Bänken zu treten und die Köpfe zu wiegen. Antwort aber gaben sie nicht, sondern hielten anscheinend ihre Pflicht dem Gaste gegenüber für erfüllt, dass sie ihn angehört hatten. Reb Mordche seinerseits wollte nicht weiter drängen und mochte wohl meinen, dass auch ohne Antwort seine Rede die gewünschte Wirkung haben würde. Trotzdem ließ sich aus dem Schweigen der Juden manches entnehmen, und er war sehr nachdenklich, als er sich auf dem Rückweg zu seiner Herberge befand. „Böse Geschichten! Böse Geschichten!“ murmelte er.

Als er aber eine Woche später nach Rees heimkehrte, und spät abends vor seinem Hause anlangte, fand er eine Antwort vor, von der er sich freilich nichts

---

\*D.h. eine Entweihung des göttlichen Namens.

hatte träumen lassen. Eben fasste er den Ring an seiner Haustür, um aufzuschließen und einzutreten, als ihm oben an der Tür in Mannshöhe etwas Weißes in die Augen fiel. Es war ein Zettel, der mit einem Dolch dort angeheftet war. Mordche zog den Dolch aus der Tür und las beim Schein der Wagenlaterne, die der Knecht ihm hielt, die Worte:

„Du Reeser Jud, du Reeser Jud,  
Sey vor dem Hanes auf der Huht!  
Red nit so vil in Bonn herum,  
Hüt dich, der Hanes, der nimmt krumm.“

Reb Mordche sah den Knecht, der die Laterne hielt, von der Seite an, und als er erkannte, dass der stumpf dabei gestanden hatte, steckte er den Zettel ruhig in die Tasche und beschloss, seiner Frau Lea nichts davon zu erzählen.

Trotz dieser äußeren Ruhe war Reb Mordche sich bewusst, dass das eine Kampfansage war. Einen Augenblick überlegte er, lächelte ein bisschen, als er die Stiege hinaufging, und es schien ihn irgendetwas an der Sache zu reizen. Gleich darauf aber ward er wieder ernst, ja, sogar düster gestimmt: Nein, diesen Zettel durfte er den Behörden nicht zeigen, steckte doch offenkundig die Anzeige eines Bonner Glaubensgenossen dahinter. Wie nun so ein alter Jude ist: Steht am Morgen in Tallis und Tefillin in seiner Stube, und die Frau, die eben aufgestanden ist, freut sich, ihn nebenan brummeln und dawwenen zu hören. So geht es Tag für Tag, und indem es so geht, vergisst der alte Jude ganz, dass er gefährdet ist, und denkt nicht mehr daran. Das heißt denken tut er schon, aber was ist ihm das alles? Er ist nicht mutig, wie so die andern mutig sind, aber es ist ihm nichts, — ganz einfach.

Nur manchmal, wenn er in Rees über seinen Hof ging und den Knecht sah, wie er den schönen Planwagen säuberte, gab es ihm einen Stich, dass er von den eigenen Brüdern so beim Schinderhannes angeschwärzt worden war — nicht von allen beileibe, aber wie schnell man es von dort dem Hannes weitergegeben hatte: „Böse Geschichten, böse Geschichten!“ murmelte er wieder.

\*

Die Frankfurter Messe stand bevor und gereist wollte sein. Reb Mordche Rees war ein Mann von Plänen, sein Handel war ihm recht gut gediehen, er konnte gar nicht mehr anders als reisen, sein Haus war schon ein richtiges Handelshaus geworden. Das ging nach Holland hin über die Grenze, das ging und musste gehen bis Frankfurt, ja, sogar bis Leipzig, wo die Waren eingekauft wurden.

Als diesmal der Tag herangekommen war, war seine Frau Lea recht unruhig. Sie lief treppauf, treppab, und kam vor allem immer wieder in den Hof hinaus, wo Reb Mordche dem Knechte Anweisungen gab, den Wagen nachzusehen und alles für die Fahrt vorzubereiten.

„Was tust du denn hier?“ fragte er sie.

„Mordche — mir ist das Herz so schwer. Fahr nicht!“ sagte sie.

Ganz erstaunt blickte Mordche seine Frau an, die er nie so gesehen hatte. Dann lachte er: „Ich bitte dich, Frau — was sind das für Sachen?“

Sie wurde rot und schwieg, dann wollte sie anfangen, stockte aber, bis sie sich endlich einen Ruck gab: „Mordche — der Mendel Löw will auch nach Frankfurt. Er klagte mir gestern, sein Wagen sei nicht im Stand. Nimm ihn mit, es beruhigt mich!“

„Nun, wenn dich das beruhigt — mag der Mendel nur kommen!“

„Er wartet schon in der Stube“, sagte die Frau so eifrig, dass es Mordche auffällig schien. Trotzdem ging er ins Haus, wo der Mendel auf ihn wartete und ihm sogleich mit großen Worten für die Gefälligkeit dankte, dass er ihn auf seinem Wagen mitnehmen wolle. Zum Schluss zwinkerte er schlau und flüsterte ihm zu: „Übrigens — einen Schein hab ich auch.“

Reb Mordche machte große Augen: „Was für einen Schein?“

„Nu — für alle Fälle!“

Da machte Reb Mordche mit Kopfnicken ein breites „Ach so!“, denn nun wusste er Bescheid, was für ein Schein das war. Gleich darauf funkelten seine Augen sonderbar, als wenn ihn irgendein Gedanke kitzelte. Es war ihm, als wenn der Schinderhannes unsichtbar seine Hand nach ihm ausstreckte. „Mag er nur!“ dachte Mordche, zu Mendel aber sagte er mit einem merkwürdigen Lächeln: „Euch nehm ich mit, euren Schein aber nicht.“

„Was?“ rief Mendel verwundert.

„Ich mach solche Sachen nicht. Zudem hab ich kürzlich ein Wort mit sehr großen Herren gesprochen, in Bonn. Ich mach so was nicht. Wenn ihr mitfahren wollt, fahrt mit — aber nur ohne den Schein!“

„Auf eure Verantwortung?“ fragte der Jude.

Reb Mordche lachte: „Wenn ihr wollt — auf meine Verantwortung!“ —

Sie reisten ab. Und zwar nahmen sie mit ihrem Planwagen die Richtung auf das Sauerland, um von dort über Sieg und Westerwald bald das Hessische zu erreichen. Das Wetter war gut und die Straßen frei.

Zwei Tage später — es war in der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1800 — wachte in Rees um Mitternacht Reb Mordches Ehefrau Lea mit einem furchtbaren Schrei auf, der alle Leute im Hause weckte. Sie sprang aus dem Bett, machte Licht und trieb alle Hausbewohner aus den Federn: „Steht auf! Stellt auf! Dem Mordche ist was passiert!“

In der Tat war etwas geschehen, und die hocheerregte Frau, die schon vorher, wie wir sahen, von bösen Ahnungen heimgesucht war, hat es in jener Nacht damals erschaut. Genau um diese Zeit nämlich, und zwar auf die Minute, wie sich später herausstellte, war Reb Mordche Rees im Sauerland, und zwar im Gumersbacher Wald, dem Schinderhannes ins Netz gelaufen. Sie waren, um schnell voranzukommen, Tag und Nacht gefahren, hatten am Abend vorher noch in Remscheid die Pferde gewechselt, und da es eine Mondnacht war, hofften sie, noch heute eine tüchtige Strecke hinter sich zu bringen. Plötzlich hörten sie im dunklen Wald in einiger Entfernung Pfiffe, die aus weiterer Ferne beantwortet wurden, und ehe sie sich versahen, drangen von allen Seiten maskierte Männer aus dem Gebüsch, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Reb Mordche sah noch, wie sie seinen Gefährten mit einem Schlag zu Boden warfen, dann fühlte er sich selbst an der Gurgel gepackt, und ein baumlanger Kerl mit einer Ledermaske vorm Gesicht hielt ihm eine Pistole vor die Nase und zischte: „Keinen Laut, Jude, sonst mach ich dich kalt!“

Der alte Jude erkannte alsbald, dass Widerstand unnütz war, und schwieg. Man hatte ihm die Hände auf den Rücken gebunden und ihm einen rohen Stoß gegeben, der ihn mit dem Kopf gegen einen Baumstamm schleuderte, so dass ihm die Stirn blutete. Nun musste er mit ansehen, wie seine Waren vom Planwagen gerissen und auf andere Gefährte umgeladen wurden, wie die Pferde ihm ausgespannt und der Wagen, bevor man ihn abschleppte, unkenntlich gemacht wurde. Am Ende stand wieder der lange Kerl in seiner Maske vor ihm, der offenbar der Hauptmann der ganzen Bande war. Er trug jetzt im Gürtel rechts die Pistole, links eine Axt und ein Messer im Futteral. Eine Doppelflinte hielt er mehr quer über dem Nacken als über der Schulter.

„Du wirst jetzt“, sagte der Lange, „nach Hause gehen und das Lösegeld für dich und deinen Gefährten holen — 1000 Gulden, verstehst du? In drei Tagen bist du wieder hier, sonst findest du uns nicht mehr, sondern nur noch deinen Gefährten, der dann freilich an diesem Baum hängen wird. Wenn du kommst, wirst du einen Pfiff hören, dem gehst du nach. Das weitere findet sich dann. Ich will dich lehren, ohne meinen Geleitschein reisen, — Reeser Jud!“

Jetzt wusste Reb Mordche, wen er vor sich halte, sagte aber nichts, sondern suchte nur durch Bitten zu erreichen, dass die Frist auf fünf oder doch auf vier Tage ausgedehnt wurde. Höhnisch schlug der Räuber es ihm ab. „Geh nur, geh nur!“ sagte er und schien eine unbändige Lust daran zu haben, den alten Juden, der ohne Pferd und Wagen hätte nach Rees zurückkehren müssen, tüchtig zu hetzen. Wenige Minuten später sah sich Reb Mordche allein im Walde und frei. Er überlegte kurze Zeit, dann war sein Entschluss gefasst. Da die Räuber ihm mit Erschießen gedroht hatten, falls er ihnen folgen würde, ging er zurück auf Gumersbach zu. Nach Rees konnte er nicht, das war unmöglich, und die paar Gumersbacher Juden, Viehhändler und kleine Landwirte, was konnten die ihm helfen. Nach Bonn wollte er, jawohl, nach Bonn. Das konnte er schaffen in drei Tagen, und außerdem wollte er dort etwas ganz Bestimmtes, oh, sie sollten ihn schon kennen lernen, die Herren in Bonn.

Im Morgengrauen kam er mit verbundenem Kopf nach Gumersbach, weckte die Juden, zog sie ins Vertrauen und legte ihnen Verschwiegenheit auf, da es doch galt, ein Menschenleben zu retten. Sie gaben ihm Pferd und Wagen, und alsbald hatte er das Siegtal erreicht und war auf dem Wege nach Bonn. Die Angst um Mendel beflügelte seine Fahrt, trug er doch eine furchtbare Verantwortung auf seinen Schultern. Er, ja, er selbst hatte ihn veranlasst, den Geleitschein zu Hause zu lassen, jetzt waren die Folgen da, und er hatte sie verschuldet. Auf dieser Fahrt nach Bonn wurde Reb Mordche, wie er sich später ausdrückte, all seine Sünden los.

Am späten Abend des ersten Tages traf er mit den abgejagten Pferden in Bonn ein. Die Straßen waren schon dunkel, und die Leute schliefen längst, als er vor dem ihm noch wohlbekanntem Hause des Landeshauptmanns nahe dem Koblenzer Tor hielt und laut Hallo rufend mit dem Peitschenstiel lange und heftig gegen das Tor schlug. Ärgerlich wurde nach einer Weile oben das Fenster aufgerissen, und der Landeshauptmann beugte sich, wie er aus dem Bett gesprungen war, scheltend zum Fenster hinaus:

„Zum Teufel, wer schreit mir hier die Leute wach?“

„Ich bins, der Jude Mordche aus Rees!“

„Verdammt —!“ — „Jude“ wollte der Landeshauptmann hinzufügen, aber Reb Mordche unterbrach ihn, rief kurz hinauf, was vorgefallen war, und verlangte Einlass. Auf diese Nachricht wagte Herr von Krücke den Juden trotz der späten Abendstunde nicht abzuweisen, auch kam ihm die Sache viel zu sonderbar, ja beinahe verdächtig vor, da es diesmal gerade jenen Juden getroffen hatte, dessen damals gar zu dreistes Auftreten er noch wohl in der Erinnerung hatte. Oben berichtete Reb Mordche ausführlich über alles, schilderte die Lebensgefahr seines Freundes Mendel, erinnerte aber auch, ganz ruhig sprechend, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, den Herrn Landeshauptmann an sein Versprechen, verlangte den Schutz der Regierung und den umso mehr, als ihm ausdrücklich das Reisen mit Geleitschein untersagt worden war, kurzum, er schob alle Verantwortung trocken, aber bestimmt der Regierung zu und forderte die sofortige Auszahlung des Lösegeldes, da die Regierung verantwortlich sei.

Der Landeshauptmann kochte vor Wut, zumal gegen die Gründe des alten Juden nichts zu erwidern war. Er versuchte zwar zu erwidern, aber der Reeser Jude berief sich auf das Zeugnis des Barons von Maltzahn und bewies in seinen Forderungen eine so hartnackige Zähigkeit, dass der Landeshauptmann schließlich, um ihn loszuwerden und überhaupt noch zur Nachtruhe zu kommen, ihm für den nächsten Tag zwar nicht die endgültige Zahlung, aber doch die einstweilige Vorlegung der ganzen Summe von 1000 Gulden versprach: „Wie soll ich wissen, schrie von Krücke höhnisch zum Schluss, „ob nicht alles ein abgekartetes Spiel zwischen euch Juden ist, um auf bequeme Weise 1000 Gulden zu ergattern.“

Der alte Reeser Jude mit seinem verbundenen Kopf, der schon zum Cohen den Rücken gewandt hatte, drehte sich langsam um und gab dem Landeshauptmann aus zusammengekniffenen Brauen einen kurzen Blick. Dann fragte er trocken: „Soll der Mendel im Gumersbacher Wald an einem Baum hängend aufgefunden werden?“

„Lasst ihn hängen, und häng euch alle der Teufel mit!“ schrie von Krücke wütend: „Wegen eines Juden soviel Lärm! Aber hütet euch vor mir! Wenn ich euch auf die Sprünge komme!“ Und als Reb Mordche daraufhin das Zimmer verlassen hatte, hörte er durch die geschlossene Tür den Landeshauptmann noch drohen: „Wir sind noch nicht fertig miteinander!“

Am nächsten Morgen fuhr Mordche mit dem empfangenen Lösegeld das Siegtal hinauf, dann nordwärts auf das Sauerland zu, und kam gerade noch zur rechten Zeit, um seinen Freund Mendel zu befreien. Bei dieser Gelegenheit sah er den langen Räuber nicht mehr wieder, sondern ein kleiner, maskierter Kerl kam ihm mit dem angegebenen Pfiff im Gumersbacher Wald entgegen, nahm das Geld in Empfang, und gleichzeitig stürzte Mendel aus dem Gebüsch und sank totenblass dem Freunde in die Arme. Er war wirklich im letzten Augenblick in der Abendstunde des dritten Tages eingetroffen, eine Stunde später, und das Unglück wäre geschehen gewesen, denn dass mit dem Schinderhannes in solchen Dingen nicht zu spaßen war, wusste jeder. Als die beiden sich von der Aufregung des ersten Wiedersehens erholt hatten, war der Räuber bereits verschwunden. Sie machten sich sofort auf den Weg und kamen einige Tage später nach mancher Beschwer im heimatlichen Rees wieder an, wo sie mit Freude empfangen wurden. Diese Freude störte nur ein bedrückender Gedanke,

den Reb Mordche aber für sich behielt: er hatte in der Erregung des Augenblicks vergessen, sich von dem Räuber den Empfang der 1000 Gulden bescheinigen zu lassen.

\*

Zwei Jahre nach diesem Ereignis, im Juni 1802, wurde die rheinische Bevölkerung durch die Nachricht überrascht, dass es endlich gelungen sei, den Schinderhannes in der Nähe von Limburg an der Lahn zu fangen und mit seiner ganzen Bande unschädlich zu machen. Inzwischen war im Frieden von Luneville das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten worden, also die ganze Gerichtsbarkeit an die französischen Behörden übergegangen. Da der Räuber rechtsrheinisch verhaftet worden war, glaubte er, da die meisten seiner Morde drüben erfolgt waren, glimpflich davonzukommen. Er täuschte sich aber, denn das Räuberwesen hatte in jenen Zeiten hüben wie drüben so überhand genommen, dass jetzt, wo der Friede endlich geschlossen war, die beiderseitigen Regierungen es als ihre erste Pflicht erachteten, bei der Herstellung der öffentlichen Sicherheit im Lande Hand in Hand zu arbeiten. So wurde der Schinderhannes zwar zuerst nach Frankfurt geschafft, bald darauf aber nach Mainz in die Hände der französischen Gerichte zur Aburteilung ausgeliefert.

In Bonn aber, im Amtszimmer des Herrn von Kröche, der — obgleich Bonn ja auch linksrheinisch war — immer noch in der Übergangszeit als Vertreter der kaiserlichen Regierung in seinem Hause saß, verstand man das Hand-in-Handarbeiten allerdings noch auf eine ganz besondere Weise. Am gleichen Tage, als die Nachricht von der Aushebung der Bande und ihres Führen nach Bonn gelangte, erfolgte die Verhaftung des Reb Herschel Bonn, in dessen Hand man seinerzeit den Geleitschein des Schinderhannes gefunden hatte, und gleichzeitig drang eine Gendarmerieabteilung in die Judengasse ein, verriegelte die Tore oben an der Windmühlengasse und unten am Rhein (erst drei Jahre später ließ der Kaiser Napoleon diese Tore niederreißen) und unterzog die ganze erschreckte Gasse einer brutalen Durchsuchung aller Häuser, allerdings ohne den gewünschten Erfolg.

Das aber war nur der Anfang. Es begann jetzt ein allgemeines Kesseltreiben gegen die rheinischen Juden, an dessen Spitze der Landeshauptmann und die Bonner Gerichtsherren standen. Man bot Zeugen auf, lobte für zweckdienliche Angaben Preise aus, alles sollte darauf hinausgehen, die rheinische Judenheit als mitschuldig am Treiben des Schinderhannes zu überführen: Er wäre der Stehler und sie die Hehler gewesen, ohne die Juden wäre es dem gefährlichen Menschen nie gelungen, so lange ungestraft sein Unwesen zu treiben. Überall wurden die angesehensten Juden unter dem Spott der aufgehetzten Bevölkerung den Untersuchungsrichtern zu peinlichen Verhören zugeführt. Vergeblich alle Beteuerungen, vergeblich die offenkundige Tatsache, dass die Hälfte aller Überfälle des Schinderhannes Juden betroffen halte, ja nicht einmal sein schrecklicher Mord an den beiden Brüdern Mendel und Moses Löw in Süden), die er in ihrem Hause überfallen und nieder geschossen hatte, halfen damals den Juden. In jener schrecklichen Hetze galten alle Überfälle auf sie als ein abgekartetes Spiel.



Das Schlimmste aber war, dass die Franzosen, die erst seit einem Jahr im Besitze des linken Rheinuferes und daher fast ganz auf das zugetragene Material der kaiserlichen Behörden angewiesen waren, sich dem Gewicht der vorgelegten Zeugnisse und der tatsächlich zahlreich aufgefundenen Geleitscheine nicht entziehen konnten. So kam es, dass der erst nach fünfvierteljährlicher Untersuchung, am 24. Oktober 1803, im großen Akademiesaal des ehemaligen kurfürstlichen Palastes zu Mainz beginnende Prozess von der ganzen rheinischen Judenheit mit Angst und Sorgen als ein Prozess gegen sie betrachtet wurde.

Sie waren auch wirklich in der peinlichsten Lage. Der Schinderhannes, der wohl wusste, dass seine Sache sowieso verloren war, und aus seinem Judenhass schon früher nie einen Hehl gemacht hatte, schien eine wilde Freude daran zu haben, sie zu belasten und hineinzulegen. Man versuchte zudem, ihn mit der Aussicht auf einen Gnadenerlass zu immer neuen Geständnissen zu bewegen, mit denen er denn auch, vor allem was die Juden betraf, nicht kargte. Er tat es mit Methode. Während er seine Beziehungen zu den Juden freimütig bekannte, leugnete er seine Überfälle auf sie mit aller Energie, was ihm umso leichter fiel, als er seine Überfälle immer maskiert auszuführen pflegte und deshalb von keinem der Zeugen erkannt und klar überführt werden konnte. Dafür aber riss er sie mit teuflischem Hohn als seine Hehler herein.

Auf der anderen Seite saßen an und neben dem Richtertisch die Bonner Herren und gossen tüchtig Öl ins Feuer. Mit welchem Eifer wurde da jedes Wort des Angeklagten, und klang auch noch so sehr der Hohn und Hass gegen die Juden hindurch, protokolliert, und wie wurden die armen jüdischen Zeugen mit ihren abgepressten Geleitscheinen hergenommen und mit Verhören bis aufs Blut gequält!

Es war immer dieselbe Rede des Schinderhannes: „Ich kenne den Juden gut, aber überfallen habe ich ihn nie, ebenso wenig wie die anderen. Ich habe ihnen Geleitscheine gegeben, jawohl. Ich habe sie gebraucht, weil sie mir die Pferde abgenommen haben, die ich gestohlen hatte. Geld für Geleitscheine habe ich nie erhalten.“ —

Es sah böse um die Sache der Juden aus, als am sechsten Verhandlungstage der Jude Mordche aus Rees und mit ihm sein Freund Mendel als Zeugen aufgerufen wurden. Der Laudeshauptmann legte sich breit und mit funkelnden Augen in seinem Sessel zurück, als der jetzt Zweiundsiebzigjährige eintrat, mit vorgebeugtem Kopf an die Zeugenbarre trat und nach seiner bekannten Art die Hand am Barte hielt. Hinter ihm stand mit ängstlicher Miene der Mendel. Es trat eine Totenstille ein, denn Reb Mordche — das wusste man — war einer der Hauptzeugen, vor allem einer der angesehensten. Nachdem er auf Aufforderung des Präsidenten den ganzen Hergang des Überfalles im Gumersbacher Walde erzählt und Reb Mendel alles in den Einzelheiten bestätigt und ergänzt hatte, ließ man den Schinderhannes aufstehen.

„Angeklagter, kennen Sie den Zeugen?“

„Gewiss kenne ich ihn. Hab ich ihm doch meine ganze Beute vom Basemer Hof verkauft. Na, Reb Mordche, was hat euch denn der Jünkerather Dietrichmüller für die 10 Ochsen gegeben, die ihr mir 99 so schäbig abgegaunert habt, da ich sie schnell loswerden musste. He?“ —

„Zeuge — kennen Sie den Angeklagten?“

Reb Mordche zögerte einen Augenblick, was nicht gut für ihn war, da in der allgemeinen Stille und Gespanntheit, die den Saal mit seinen mehreren hundert Zuhörern erfüllte, dieses Zögern unangenehm auffallen musste. Es war ein peinlicher Moment, aber weiß Gott, was in so einem alten jüdischen Kopf vorgehen mochte, vor allem, wenn er dabei die hohnvollen Blicke des Herrn von Krücke sehen musste, der sich schon unter dem Tisch die Hände rieb.

Endlich sprach Reb Mordche: „Herr Richter,“ sagte er, und es war ein merkwürdiger Judensingsang in seiner Stimme, „Herr Richter, ich hab das Gesicht nie gesehen!“

Der Schinderhannes höhnte laut: „Auch nicht auf dem Bocholter Markt,“ rief er frech zu Reb Mordche hinüber, „wo du mir für 20 Gulden die ganze Ladung Leinwand abgekauft hast, die ich den Trierern weggenommen hatte?“

Es waren wahrhaftig keine angenehmen Dinge, die Reb Mordche da zu hören bekam. Jetzt holte er ruhig den Drohzettel aus der Tasche, den er damals in der Nacht an seine Haustür angeheftet vorgefunden hatte und aus dem die Feindschaft des Schinderhannes gegen ihn unzweideutig hervorzugehen schien. Der Angeklagte leugnete den Zettel rundweg ab: „Weiß der Teufel, was dir einer deiner sauberen Brüder da für einen Schabernack gespielt bat! Ich wars nicht!“

Jetzt mischte sich der Landeshauptmann ins Verhör, las den Zettel vor und fing mit offensichtlichem Behagen zu fragen an, was denn das für ein Herumreden in Bonn gewesen wäre und wie denn, wenn wirklich der Angeklagte den Wisch da angeheftet hätte, dieses Herumreden zu seiner Kenntnis hätte kommen können? —

Es war eine gefährliche Frage, denn dass der offenkundige Verrat eines Bonner Juden hinter dem Zettel sich versteckte, hatten wir schon gesehen. Reb Mordche wusste im Augenblick, wo die Frage gestellt wurde, dass, wenn es jetzt herauskäme, der Vorwurf der Helfershelferschaft eine bedeutende Stütze haben würde, jedenfalls in den Augen der Judenfeinde. Ihm war nicht gerade wohl in seiner Haut, als er jetzt Rede stehen sollte. Er antwortete indessen ruhig, indem er auf seine Unterredung damals mit den Herren in Bonn hinwies, im Übrigen aber es ablehnte, Vermutungen auszusprechen, wie die Sache zur Kenntnis des Angeklagten gekommen sein könnte.

Jetzt erbat sich der Landeshauptmann vom Gerichte die Erlaubnis, jeden Einzelnen der 62 Angeklagten noch einmal aufs Gewissen zu befragen, ob die beiden Reeser Juden im Gumersbacher Wald in der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1800 wirklich von ihnen überfallen worden seien. Alle leugneten einmütig den Überfall ab, stellten einander eifrig das Alibi aus und erklärten alles für Betrug und Schwindel. Vergeblich bezeugten die Juden von Gumersbach, dass Reb Mordche des Morgens sichtlich ausgeplündert und zerschunden vor ihren Türen erschienen sei — das einmütige Zeugnis der 62 erschien doch im Gerichtssaale als eine ungeheure Belastung. Immer drohender zogen sich damals in jenem Saale die Wolken über den beteiligten Juden und damit über dem ganzen rheinischen Judentum zusammen.

„1000 Gulden aus der Landeskasse als Lösegeld genommen!“ — Gefährlich durchschnitten die Worte des Herrn von Krücke die Stille des Saals: „Wo blieb das Geld? und wo steckt der Dieb?!“

„Wir sind in der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1800 im Gumersbacher Wald unweit des Meilensteins von maskierten Räubern überfallen und ausgeraubt

worden. Mehr hab ich nicht gesagt und mehr weiß ich nicht!“ sagte der alte Reb Mordche.

„— und Nacht wars und duster wars und sehen konnte man nichts. Ich kenne die Litanei. Aber trotz Mitternacht und düsterem Wald, verdunkelt wird hier nichts!“ rief der Landeshauptmann. Und der Gerichtspräsident wandte sich mit ernsthafter Miene an die beiden Reeser: „Ihr seid schwer belastet, und zwar doppelt belastet. Einmal als Hehler des Angeklagten, worüber man euch noch nicht näher befragt hat, vor allem aber wegen des Lösegeldes. Könnt ihr mir, Herr Zeuge, nicht einmal die Quittung vorweisen?“

Wie ein Donnerschlag fuhr diese Frage auf das Haupt des armen Reb Mordche nieder. Er schwieg, und man merkte dem Gerichte und allen Zuhörern an, dass sein Schweigen verhängnisvolle Wirkung tat. Der Landeshauptmann sprang triumphierend als erster hoch: „Sie sind niemals dem Schinderhannes im Gumersbacher Wald begegnet!“

Reb Mordche stand regungslos, keine Wimper zuckte in seinem Gesicht, das jetzt totenblass war. „Doch!“ sagte er leise und verloren.

„Ich dir aber nicht!“ höhnte der Schinderhannes von seiner Anklagebank herüber. „Setz dich neben mich! Setz dich neben mich, Reeser Jud! Denn hier gehörst du her!“

„Sehr wahr!“ grinste von Kröcke.

„Einen Augenblick!“ lenkte der Präsident noch einmal ein: „Noch eine Frage, Herr Mordche aus Rees; gibt es wirklich keinen Anhaltspunkt für Euch, einen von den Männern wieder zu erkennen, die euch damals überfallen haben, wie Ihr sagt?“ —

Auf diese Frage wurde es totenstill im Saal. Woher es mit einem Male so still war, wusste man nicht, wie das wohl manchmal so kommt. Ein Engel geht durch den Raum, pflegt man dann zu sagen. Diesmal aber war es kein Engel, sondern nur ein alter, zweiundsiebzigjähriger Jude, der mit einem Mal den Kopf hob und „O doch!“ sagte, und zwar so leicht und einfach, dass es wie ein Blitzschlag wirkte.

Reb Mordche trat dicht an den Präsidenten heran und sprach fest : „Ich dank dem Herrn Präsidenten auch schön für die Frage. Sie hat mir die Erinnerung geweckt. Wer der Räuber war, der uns damals überfallen hat, weiß ich nicht. Aber den Mann, der mir damals beim schwachen Mondlicht durch die Zweige die Pistole vor die Nase hielt, den will ich aus hundert herausfinden. Dem fehlte nämlich das oberste Glied am Mittelfinger der Hand, mit der er die Pistole hielt.“

Wie ein Ruck ging es da durch den Saal, und alle Köpfe wandten sich von Reb Mordche zur Anklagebank. Dort saß der Schinderhannes mit blau angelaufenem Gesicht, aber im selben Augenblick sprang er auf und schlug mit der Faust auf die Barre, dass die Handschellen klirrten: „Verdammt Reeser Jud, wenn ich das geahnt hätte, du wärst mir damals nicht davongekommen!“

„Halt!“ rief der Präsident, und alle Zuhörer sprangen von ihren Sitzen hoch: „Halt und überführt! Mit diesem unfreiwilligen Bekenntnis entfallen meiner Meinung nach auch alle weiteren Vorwürfe des Angeklagten gegen den Zeugen und seine Glaubensgenossen als böswillige Verleumdung. Herr Mordche Rees, wir glauben Ihnen, Sie dürfen den Saal verlassen!“

So wurde damals am 30. Oktober 1803 der Schinderhannes durch einen alten Juden aus Rees einer seiner schlimmsten Taten überführt und bald darauf mit 19 seiner Gefährten in Mainz für seine vielen Morde enthauptet. Durch die Geistesgegenwart des alten Reb Mordche wurde damals viel Unheil vom rheinischen Judentum abgewandt. Seine Reise nach Hause glich einem Triumphzuge, überall freuten sich die Juden und feierten Feste, und noch heute hält die kleine Gemeinde Rees am Niederrhein und vor allem seine noch heute am Orte ansässige Familie\* das Andenken des braven, ebenso frommen wie klugen Mannes in hohen Ehren.

---

\* die Familie Marcus in Rees.

# Josef das Kind

*Ein Vorspiel von Emil Bernhard*

## *Personen:*

Jakob,  
Seine elf Söhne, darunter  
Josef, das Kind,  
Ruben,  
Simon,  
Gad,  
Asser,  
Eine midianitische Karawane.

Ort der Handlung: Bei der biblischen Ortschaft Dothan.

Das Innere eines großen Zeltes, das hinten offen in die Landschaft hinausführt.  
Außerhalb des Zeltes im Hintergrunde eine Zisterne.

Von hinten treten auf Jakob und Josef, das Kind.

Jakob: Nicht so schnell, mein Kind, nicht so schnell! Neunzig Jahre hältst du in deinem Händchen. Man fängt an langsam zu gehen, wenn man sich der Grube nähert. Was zerrst du so?

Josef: Wo sind wir hier, Vater?

Jakob: Am Ziele, Kind. — Ach küsse mich, mein Kind!

Josef: Du küsst mich heute so viel, Vater?

Jakob: Bleib hier, dass ich deine Brüder hole. Geh nicht fort. Wilde Tiere gibt es hier.

Josef: Wo sind denn die Brüder?

Jakob: Sie weiden die Tiere deines Vaters.

Josef: Bleiben wir bei ihnen, Vater?

Jakob: Gewiss bleibst du hier.

Josef: Sie haben mich nicht gern.

Jakob: Aber, Närrchen!

Josef: Sie sehen mich immer so an!

Jakob: Wie sehen sie dich an?

Josef: Wie ich niemals einen Menschen ansehen könnte.

Jakob: Ja, du, mein Goldner!

Josef: Wenn du nur bei mir bleibst!

Jakob: Weil dein Vater nicht bleiben kann, brachte er dich hierher.

Josef: Vater, wo willst du hin?

Jakob: Gen Beth-El zieh ich, Kind.

Josef: Beth-El? was willst du dort?

Jakob: Ich will dem Gotte meines Vaters opfern, der mir dort einst im Traum erschien, da ich gen Haran wallte.

Josef: Erzähl' mir das!

Jakob: Wohlan! Da ich gen Haran wallte, fliehend vor meinem Bruder, der mich

hasste —

Josef: Mich hassen sie auch. —

Jakob: Da ich gen Haran wallte, sank die Sonne auf meinem Pfade, und ich musste einkehren unter dem dunklen Dache der Nacht. Kein Haus war zu sehen ringsumher und nur die steinige Erde lud mich ein, ihr Gast zu sein. Da legte ich mich —

Josef: Hart, nicht?

Jakob: Ei, freilich! Und entschlummerte. Und siehe, da war ein Glanz wie von tausend Sonnen und eine Leiter ragte in den Himmel hinein, und tausend Engel stiegen auf und nieder, und eine Stimme rief mir: „Jakob! Jakob!“ Ich sprach: Hier bin ich, Herr! Er aber sprach: „Gen Haran walle ruhig, denn ich, der Gott deines Vaters, Gott Abrahams und Isaks, ich werde dich zurück zur Heimat führen und dich zu einem großen, großen Volke machen.“

Josef: Ach, ist das schön!

Jakob: Nicht, Liebling?

Josef: Und dass die Leiter nicht umfiel!

Jakob: Und die Engel, die Boten Gottes, nicht wahr?

Josef: Die Leiter war wohl an den Mond angelehnt?

Jakob: Und was der Ewige sprach!

Josef: Warum hat er zu mir noch nie gesprochen?

Jakob: Kind, Kind! Was redest du? Was sollte er zu dir sprechen?

Josef: Was sprach er denn zu dir?

Jakob: Nun?

Josef: Was denn?

Jakob: Siehst du? Du hast nicht zugehört! Er sagte mir, er wolle mich zu einem großen Volke machen.

Josef: Wie kann das sein?

Jakob: Elf Kinder hab' ich schon und Enkel mehr!

Josef: Ich werde auch elf haben; mindestens.

Jakob: Und deine Brüder auch.

Josef: Ich aber mehr. Und nach Haran gehe ich auch. Da ist die Mutter her.

Jakob: Ja, mein Süßer!

Josef: Und dann schlaf ich auch in Beth-El. Ach, nimm mich jetzt schon mit, Vater! Ja? Wirst du dich wieder hinlegen und schlafen? Darf ich dann neben dir schlafen? Ich will auch ganz ruhig liegen. Dann werd' ich auch träumen, träumen werd' ich, ach! —

Jakob: Nu, nu!

Josef: Und Gott wird rufen: „Josef, Josef!“ Und dann werd' ich sagen —

Jakob: Ach, ach, wie das Bübchen plappert! Was wirst du denn sagen, du loses Mäulchen?

Josef: Dann werd' ich sagen, sagen werd' ich — —

Jakob: Nun? Heraus damit!

Josef: „Hier bin ich, Herr!“

Jakob: Und dann?

Josef: Dann werd' ich ihn bitten — —

Jakob: Was wird mein Herzchen ihn bitten?

Josef: Dass er mich König werden lassen soll.  
 Jakob: Was fällt dir ein?  
 Josef: Ja! Und wenn er nicht will, dann steig' ich die Leiter hinauf in den Himmel hinein. —  
 Jakob: Ei, still!  
 Josef: Ich tu's, ich tu's! Gerad in den Himmel hinein!  
 Jakob: Unmöglich!  
 Josef: Warum? Ich hab' schon anderes geträumt und noch viel Lustigeres!  
 Jakob: Was hast du denn geträumt?  
 Josef: Ich hab's geträumt! Und wenn du auch sagst, es sei unmöglich, ich hab's doch geträumt: — Ich war mit meinen Brüdern auf dem Felde, und wir banden Garben. Jeder band seine Garbe. Da auf einmal fingen an die Garben meiner Brüder —  
 Jakob: Was lachst du denn?  
 Josef: Sie bückten sich vor meiner Garbe, tief, tief zur Erde bückten sie sich, und einmal nicht, nein fort und fort!  
 Jakob (*ärgerlich*): Was soll der Traum?  
 Josef: Siehst du? Du glaubst es nicht!  
 Jakob: Ei was! „Was denkst du dir dabei?“  
 Josef: Ist's denn nicht schön?  
 Jakob: Es ist nicht wahr!  
 Josef: Ich sah es ganz genau: sie bückten sich. So, so und so.  
 Jakob: Das war der Wind!  
 Josef: Ach, pfui! Der Wind!  
 Jakob: Gewiss!  
 Josef: Wär's dann so schön? — Doch meine Garbe stand kerzengerade, wie ich jetzt stehe! Sieh, Vater: — So!  
 Jakob (*sich ängstlich umsehend*): Still, still!  
 Josef: Warum erschrickst du, Vater?  
 Jakob: Nichts, nichts.  
 Josef: Vater, du weinst!  
 Jakob: Komm, mein Kind, zu deinem Vater!  
 Josef: Vater, du hast was gegen meinen Traum!  
 Jakob: Der Traum ist schön, mein Edelstein. Vergiss ihn nicht! Nur eines: — Erzähl ihn deinen Brüdern nicht!  
 Josef: Warum?  
 Jakob: Erzähl' ihn deinen Brüdern nicht!  
 Josef: Vater, du machst mir Angst.  
 Jakob: Sie schlagen dich!  
 Josef: Oh, sie sind schlecht zu mir.  
 Jakob: Sie hätten Grund!  
 Josef: Vater, du schiltst mich ja!  
 Jakob: Nein, Liebling, ach, dein Traum war Labsal mir.  
 Josef: Gelt, er war schön? Und lustig war's, wie sich die Garben bückten? Und Böses ist nichts daran?  
 Jakob: Nein, nein, mein Herz! Doch hier versprich mir —, schwöre mir —!  
 Josef: Schwören, Vater?  
 Jakob: Heb' hoch die Hand und schwöre —!

Josef: Vater, ich fürchte mich!

Jakob: Schwöre, sage ich dir! Wenn du nicht schwörst, so raubst du deinem Vater den Schlaf seiner Nacht! Bei deinem Leben schwöre, das du so freudig lebst, bei deinen jungen Träumen schwöre, die du so selig träumst, beim Haupte deines Vaters, bei deiner Mutter Auge, schwöre mir, Kind!

Josef: Was soll ich schwören, Vater?

Jakob: Dass nie du deinen Brüdern diesen Traum erzählst!

Josef: Warum denn nur?

Jakob: Niemals, hörst du? Niemals!

Josef: Vater! (*er weint*)

Jakob: Du Süßes, Liebes! Still! Nicht weinen, Kind! — Da kommen deine Brüder! Schnell, schnell! Trockne die Tränen! Es ist gut, alles ist gut! Dass sie es nur nicht sehen, nur nicht erfahren! Weh dir und mir, wenn du —

Josef: Kannst du mir denn nicht sagen, warum?

Jakob: Still sollst du sein!

Die zehn Söhne Jakobs treten von hinten auf.

Simon: Da ist der Alte wieder. Sagte ich es nicht. Hab' ich es nicht gesagt, als ich die Fußstapfen sah?

Gad: Er hält es zu Hause nicht aus. Die Beine werden ihm kalt beim vielen Sitzen.

Asser: Stecke er sie ins Feuer! Laufe er hundertmal herum um sein Zelt! — Nachspüren will er nur unseren Wegen.

Jakob: Friede über euch, meine Kinder!

Gad (*brutal*): Nun? Kommst du schon wieder Kälber zählen? Ob wir zuviel geschlachtet nicht?

Simon: Zu viel gegessen des Fleisches? Fleisch weckt den Trieb, den bösen, und Blut lockt die Sünde! Ist's nicht so, Vater?

Jakob: Ich sagte: Friede über euch!

Buben: Dir auch Friede, Vater! Was bringst du uns?

Jakob: Euren Bruder bringe ich euch.

Simon: Da bringst du Rechtes was!

Gad: Was soll er uns, der Schelm im Seidenkittel? Mag er bleiben, wo er ist!

Asser: Bei seinem Vater im Bett, an der rauhen Brust ihn zupfen!

Simon: Hier gibt es keine Polster für seine welche Haut!

Josef: Vater, was wollen sie von mir?

Jakob: Habt ihr nun ausgetobt? Müde gefuchelt eure Hände? Ausgeblasen den Wind aus euren leeren Backen? Dass der greise Vater reden kann zu euch?

Ruben: Seid ruhig, ihr! Rede mein Vater, was verlangst du von uns?

Josef: Ruben, du bist der beste von deinen Brüdern. Dir will ich's sagen: Gen Beth-El will der Vater ziehen. Dort hat der Vater geträumt. Hörst du gern Träume?

Ruben: Warum nicht? Erzähl' ihn mir!

Jakob (*ängstlich*): Still, mein Kind!



Josef: Siehst du, Vater? Er sagt, ich solle ihm den Traum erzählen.

Jakob: Still, sag' ich! Er meinte meinen Traum.

Josef (*zu Ruben*): Meintest du den Traum mit der Leiter?

Ruben: Erzähle ihn mir!

Josef: Er hört doch gern Träume, Vater!

Jakob: Er plappert. Hört nicht auf ihn, wie er plappert. Hört auf euren Vater, ihr Söhne Jakobs! Lauschet den Worten seines Mundes! Ach, es sind schwere Worte.

Josef: Wie wird dir, Vater? So sah ich dich nie.

Jakob: Lasst mich niedersitzen! Lasst niedersitzen den alten Vater. Die Erde zieht ihn schon an, der Staub nimmt ihn schon in die Arme. Bald wird es auch mit dem Sitzen aufhören und er wird sich legen müssen. Ihr Schößlinge meines Hauses, versteht ihr dies?

Josef (*flüsternd*): Träumst du jetzt, Vater?

Jakob: Ein Winken geht durch Jakobs Traume, ein Winken von hoher Zinne, ein Armausbreiten von fernem Land! Wer winket dem Sohne Isaks? Ach, Mutter Rebekka, bald bin ich bei dir!

Ruben: Lang mögest du leben, Vater!

Jakob: Ruben, du Erstling meiner Kraft: Vom Pflocke reißt das Seil meines Zeltes. Abbrechen muss ich sein leinenes Dach und wandern den Weg allen Fleisches.

Ruben: Was willst du, Vater?

Jakob: Gen Beth-El will ich. Dort fing ich an. Dort liegt ein Stein vom Öle gesalbt. An den Stein ist geknüpft der Faden meiner Träume, meines Lebens Band umschlingt ihn. Zurücktasten will ich mich zur Stätte meines Ausgangs.

Ruben: Lass mich mit dir ziehen, mein Vater! An meinem Arme mache den Weg!

Josef: Nein, ich! Ich, Vater! Wenn einer, dann nur ich!

Simon: Was fällt ihm ein, dem Jüngsten unter uns?

Gad: Was maßt er sich an?

Jakob: Keiner soll ziehen mit Jakob! Allein will er wallen, wie allein er gewallt am Tage, da er floh vor seines Bruders Hass. Noch einmal will er fliehen, noch einmal wandern den Kreislauf seiner Tage. Warum will er das? Vor wem will er fliehen?

Josef: Von wem sprichst du, Vater?

Jakob: Von Jakob, mein Kind.

Josef: Von Jakob? - Das bist du.

Jakob: Ich bin es.

Josef (*laut lachend*): Das ist lustig.

Ruben: Lachst du den Vater aus?

Jakob: Josef, mein Kind! (*er küsst ihn*).

Simon: Nicht ich habe gelacht.

Gad: Nicht ich, da du sprachest.

Asser: Ihn aber küsst er, und ihn wird er immer küssen.

Simon: Warum küsst du ihn, da er deiner spottet?

Jakob: Er spottet nicht. Und ist er mein Jüngster nicht? Und meiner Rahel Kind?

Simon: Gestehe es nur! Er ist dir mehr als wir allesamt.

Jakob: Ich lieb' euch alle.

Gad (*unter Zustimmung seiner Brüder*): Du liebst uns nicht.

Simon: Gedrückt hast du uns von Jugend an und ihn erhoben aus seinen Windeln.

Asser: Wo sind die seidenen Röcklein, die wir trugen?

Simon: Kurz geschoren gingen wir wie Knechte, seine Locken sind lang und gescheitelt.

Gad: Weis' her die Liebe, die du ausgestreut über uns! Deine Finger sind zu zahlreich, um abzuzahlen an ihnen die Taten deiner Liebe an uns.

Jakob: Gerungen habe ich um euch! So wahr mein Gott lebt, um jeden von euch habe ich gerungen! Ihr aber seid entronnen meinen Händen gleich wilden Kälbern, die die Hürde durchbrachen.

Ruben (*heiß*): Mein Vater, ich liebe dich!

Jakob: Ruben, mein Erstgeborener, ich habe dich halten wollen.

Ruben: Halte mich, Vater, du bist gerecht!

Jakob: Wo bist du, mein Sohn? Dein Vater sieht dich und sieht dich doch nicht; er fasst dich an, und doch bist du von dannen. Er tastet nach dir mit erkaltenden Händen, mit brechendem Auge sucht er dich: Du aber, — wo bist du?

Ruben: Bei dir, mein Vater, bei dir! Sei gerecht!

Jakob: Nicht bei mir! Bei deinem Weibe bist du, bei der Fremden! Nach den Händen der Götzendienerin greifst du, und dein Vater stirbt!

Ruben (*stürzt in die Knie*): Segne mich, Vater!

Simon: Ja, segne ihn!

Gad: Segne ihn, ehe du stirbst! Hier segne ihn und sogleich!

Asser: Er sei von nun an unser Herr und Haupt! Tu' ab deinen Mantel, Vater, schon jetzt und lege ihn um seine Schulter, dass er uns künftig Vater sei in deinen Zelten!

Alle: Segne ihn! Segne ihn!

Ruben: Nicht darum, weil sie es wollen, Vater, — weil du mich liebst und Gerechtigkeit üben willst in deinem Hause, segne mich! Segne deinen Ältesten! Treu will ich erwerben, was immer dein Segen mir verbeißt, will pflegen die Pflichten deines Erbes!

Alle: Segne ihn! Segne ihn!

Josef (*fängt an zu weinen*).

Jakob (ihn an sich ziehend): Sei ruhig, Liebling!

Simon: Wen wirst du segnen, Vater?

Jakob: Schweigt!

Simon (*wild*): Gestohlen hast du deinem Bruder den Segen! Wirst du deinem Erstgeborenen rauben, was ihm gebührt?

Jakob: Entartete. —

Gad: Hüte dich, Vater: Dass wir nicht bestehlen den Stehler, den Räuber nicht berauben! Der Dieb im Hause des Diebes ist schuldlos.

Simon (*rasend*): Blind sollst du werden wie dein Vater und taub dazu! Deinen

Segen werden dir stehlen die, denen du flachen möchtest, und wen du segnen möchtest, du wirst ihm fluchen!

Jakob: Was? Wie? Was sagt ihr? Ihr —! Ihr —! — Gestohlen, sagt ihr?

Gestohlen? Einen Segen stehlen? Das meint ihr? Hier — hier —: meine Hände! Seht meine Hände, meine greisen, runzligen Hände! In ihnen ruht euer Segen? Nach diesen Händen geht euer Schreien? Ich reiche sie euch hin. Da, Ruben! Da, Simon! Da, Asser! Stehlt euch euren Segen! Warum stehlt ihr ihn nicht? Ich will euch die Hände aufs Haupt legen; will Worte der Verheißung sprechen zu euch! Und doch — ihr werdet nicht gesegnet sein. Ein Bund muss sein zwischen der Hand des Vaters und dem Haupte des Kindes. Das Haupt, das ihn geschlossen hat, das fühlt stets des Vaters Hand auf sich, all wo es wandelt, aus der Grube noch tasten ihm hervor die gebreiteten Arme des Erzeugers — ihr aber, ihr lehnt euch auf, ihr übt Gewalt an eurem Vater, ihr entblößt seine Scham — ewiger Tod folgt danach!

Ruben: Mein Vater —!

Jakob: Esau, ja — ja — Esau! Der wurde nicht gesegnet! Der nicht! Aber was wäret ihr, was wäre das Erbe Abrahams, wenn er erhalten hätte den Segen seines Vaters? Und ich? Ein Dieb? — Ja, ja, so sieht es aus. Freilich sieht es so aus. Ihr seid die ersten nicht, die mir das sagen. Ich selber, Jakob selber hat sich das gesagt, hat seine Seele zerfleischt darum. Der Segen Isaks lastete schwer auf Jakobs Scheitel. Die Mutter hatte Jakob geschickt, sich heimlich den Segen zu holen, und Jakob war gegangen. Er hätte Zeit gehabt, nein zu sagen. Er zog sich Esaus Gewänder an. In der Zeit hätte er hundertmal zu seiner Mutter sagen können: „Ich gehe nicht!“ Er aber sagte es nicht und ging. Ja, ja, er ging.  
*(Jakob weint).*

Josef: Weine nicht, Vater! Sieh, ich bin ja da!

Jakob: Und dann musste er fort. Aber er ging nicht allein, erging nicht von selbst. Etwas war da, das fasste ihn an der Hand und führte ihn. Es waren nasse, kalte Finger, die ihn fassten und in die Ferne leiteten. Da arbeitete Jakob. Wie arbeitete er? Am Tage brannte ihn die Hitze, der Nebelfrost schüttelte ihn in der Nacht. Aber Jakob vergaß manches dabei. Auch der stumme Mann an seiner Linken ließ ihn los. Aber es kam ein Tag, da kehrte Jakob heim. Der Stammvater kehrte heim in das Land, das ihm gehörte. Da kam er an einen Fluss und es wurde Nacht. Und am Morgen, das wusste er, würde Esau ihm begegnen. Alle Weiber und Kinder hatte Jakob schon hinüber gebracht über den Fluss, nur er selbst stand noch hüben in der Dunkelheit. Da wurde er plötzlich von jemandem angefallen und sofort fühlte er. es war der Mann mit der kalten Hand, der ihn schon so lange verlassen. Und Jakob rang mit dem Mann. Er wusste, es ging um Leben und Sterben, und er rang gewaltig. Er rang, bis die Morgendämmerung kam. Da schrie der Mann: „Lass mich!“ — Jakob aber dachte an den Segen seines Vaters und knirschte: „Ich lasse dich nicht, du musst mich segnen!“ — Da segnete ihn der Mann und entfloh! Das war ein Segen, ja, das war ein Segen.

Josef: Wie sah der Mann aus, Vater? Wohl ganz schwarz?

Jakob: Jetzt war Jakob gesegnet! — Doch was erzähle ich euch? Eure Ohren sind taub, zu hören, was da klingt im Herzen eures Vaters. Ich gehe.

Josef: Nimm mich mit Vater!

Jakob: Du bleibst, und ich gehe allein. Allein will ich sein! Allein!

Ruben: Mein Vater, gehe nicht!

Jakob: Soll ich hören, wie die Söhne fluchen ihrem Erzeuger?

Ruben: Bleib, Vater!

Jakob: Fort! Nur fort von euch!

Ruben: Vater —!

Jakob: Ruben, tritt her!

Ruben: Hier bin ich, Vater.

Jakob: Leg' mir die Hand auf dieses Kindes Haupt!

Josef: Vater, du sollst mich segnen, nicht er! Segne mich, Vater!

Jakob: Ruben, dies Haupt und meine weißen Haare!

Josef (*schreit*): Vater!

Ruben (*erschüttert*): Mein Kind!

Jakob: Lebt wohl!

Ruben: Hast du kein Wort des Friedens für uns, mein Vater?

Jakob (*nach tiefer Pause*): Der Friede Gottes, der mit mir und meinen Vätern war, er sei mit euch und geleite euch auf allen euren Wegen.

Josef (*umschlingt ihn*): Vater, geh' nicht fort von mir!

Jakob (*küsst ihn*): Josef, mein Kind! Auch von dir muss ich fort. Geh zu Ruben, deinem Bruder!

Ruben: Komm zu mir, Kind!

Jakob (*flüsternd*): Und hörst du? Nicht erzählen, was du geträumt!

(*Jakob schnell ab.*)

Simon: Was murmelte er über ihn? — Ruben!

Ruben: Bruder!

Simon: Dein Segen! Weißt du, wo dein Segen ist?

Ruben: Was?

Simon: Du kannst ihn dir von den Locken dieses Knaben lausen, wenn du willst.

Ruben: Schweig!

Josef: Ruben, hast du mich lieb?

Ruben: Mein Kind!

Gad: Wie er ihn küsste! Habt ihr gesehen, wie brünstig er ihn küsste?

Simon (*zu Josef*): Nun, du Buntrock, was sollen wir mit dir anfangen?

Ruben: Lasst Ihn!

Asser (*spottend*): He, Bub im Seidenrock, komm Kühe melken.

Gad: Mist schippen auch!

(*Lautes Gelächter.*)

Josef: Ruben, mir ist mein Rock so heiß. Hilf mir ihn ausziehen!

Ruben: Lass, lass, mein Kind!

Simon: Streichelst du sie noch die Natter?

Josef (immer ängstlicher): Was tat ich denn, dass ihr so zu mir seid? — Wenn ich euch je etwas Böses tat, so vergebt mir! - Ich will immer gehorsam sein! – Ruben, soll ich jetzt Kühe melken gehen? Zeig' mir, wie man's macht!

Ruben: Nein, nein, bleib bei mir, Kind!

(*Pause.*)

Josef: Ruben?

Ruben: Was, mein Kind?

Josef: Darf ich dich etwas fragen?

Ruben: Frag nur!

Josef: Wirst du mir auch nicht böse sein?

Ruben: Wie konnte ich?

Josef: Hast du schon einmal geträumt?

Ruben: Gewiss! - Jedoch —

Josef: Ist es etwas Schlimmes, zu träumen?

Ruben: Warum auch wohl?

Josef: Erzähle mir einen Traum!

Simon: Bruder, was gibst du dich mit dem Jungen ab?

Ruben: Lasst mich und geht!

Gad: Seht den Kindswärter!

(*Gelächter.*)

Josef: Ruben?

Ruben: Mein Kind?

Josef: Der Vater sagt, Träumen sei etwas Böses.

Gad: Was hast du denn geträumt?

Josef (*zitternd*): Ich? Nichts.

Simon: Was ist dem Jungen?

Ruben: Sei ruhig! Setz dich hier!

Gad (*stößt ihn fort*): Fort da, mein Schemel ist es.

Josef: Ihr schlagt mich ja, und ich hab' euch doch gar nicht den Traum erzählt.

Ruben: Lasst ihn in Frieden!

Simon: Ho, ho, du Träumer, erzähl' uns: was hast du geträumt?

Josef: Niemals!

Gad: Ach, bitte, lieber Bruder! Süßer, erzähl' uns doch!

Josef: Der Vater hat es verboten.

Asser: Warum?

Josef: Weil ihr mich sonst schlagt.

Simon: Wir wollen gut dir ferner sein! Wir versprechen es dir, alle wollen wir dich lieben.

Josef: Geschworen habe ich dem Vater.

Gad: Um eines Traumes willen geschworen? Was bedeutet das?

Josef: Nicht geradezu geschworen, aber —

Simon: Nun, wenn du nicht geschworen hast, so kannst du doch erzählen!

Josef: Niemals!

Simon: War er denn schön, dein Traum?

Josef: Ach, ja! Schön war er schon.

Simon: So schön wie ich aber kannst du doch nicht träumen.

Josef: Was hast du denn geträumt?

Simon: Meinst du, ich werde es dir erzählen? Du erzählst mir ja auch nicht.

Josef: Nein, ich erzähle dir nicht.

*(Pause.)*

Simon: Der denkt, wir wüssten nicht, was er geträumt hat.

Josef: Ei, was hab' ich denn geträumt?

Simon: Weißt es ja selber, was brauchst du's von mir zu hören?

Josef: Ihr wisst es nicht! Ihr wisst es nicht!

Simon: Und wollen's auch nicht wissen. — Kommt zum Mahle, Brüder.

*(Er wendet sich.)*

Josef (einer Pause): Was hast du denn geträumt, Simon?

Simon: Meine Träume sind meine Träume! Geh auf deine Seite!

Josef: Du meinst, ich werde dir's doch noch erzählen? Gelt?

Simon: Wer verlangt es von dir? — Kommt!

*(Er will abgehen.)*

Josef: O wie schön mein Traum war, wie schön! Zehn Garben kamen drin vor.

Simon: Garben?

Gad: Wir wollen nichts wissen von ihm! Behalte dein Geträume für dich.

Josef: Die bückten sich.

Simon: Bückten sich? Zehn Garben bückten sich?

Josef: Vor meiner Garbe, ja! Aber erzählen tu' ich's euch doch nicht!

Simon: Was, du Dotter, du Spatzenei! Was willst du?

Gad: Willst du herrschen über uns?

Josef: Aber das hab' ich ja gar nicht gesagt!

Simon: Höhnst du uns, Brut?

Josef: Was hab' ich denn gesagt?

Gad: Sollten wir uns bücken vor dir?

Josef: Die Garben! Die Garben!

Simon: Unsere Garben vor deiner?

Josef (*ängstlich*): 's war vielleicht der Wind.

Asser: Wart' nur, wir werden Wind in deine Träume bringen!

Josef: Vielleicht waren's nur — neun Garben!

Gad: Nicht wahr? Jetzt hast du Angst vor uns?

Josef: O Ruben, was tat ich denn? Ich weiß nicht, was ihr wollt.

Ruben: Lasst ihn, Brüder!

Gad: Hältst du ihn immer noch? Er stahl dir den Segen deines Vaters! Verräter deiner Brüder Du!

Josef: Ruben, warum sind meine Brüder so zu mir? Dem Vater habe ich doch auch den Traum erzählt!

Simon: Und er verbot dir —? O, er wusste, was er tat. Da siehst du es nun, Ruben, wie die Natter dir im Neste liegt.

Josef: Der Vater küsste mich dafür.

Simon: Geküsst um seinen Traum! So ist es denn heraus! Hörst du, hörst du es, Ruben?

Josef (*zu Ruben*): Schütze mich, Bruder!

Ruben: Geh'!

Josef (*schreit auf*): Bruder!

Simon (*wild*): Auf, schmeißt ihn in die Grube dort! Da mag er nachdenken über seine Träume!

Josef (*fliehend*): Vater! Vater!

Gad: Greift ihn!

Ruben: Hinweg von ihm!

Simon: Nein, du von ihm hinweg, der dich verraten hat!

Ruben: Was kann das Kind dafür?

Asser: In die Grube mit ihm!

Josef: Ich bin schlecht, ich habe dem Vater nicht gehorcht! Vater, Väterchen, ich will's nicht wieder tun! Nie wieder! Nie, nie!

*(Er wird in die Grube geworfen.)*

Simon: So, dort lieg' und träume, wenn du kannst!

Josef (aus der Grube): Vater! Vater!

Gad: Kommt fort! Dass wir sein Plärren nicht hören! — Träumer, gute Nacht!

Asser: Leb' wohl, mein Träumer! Und lasse nicht Schlamm in deine Träume kommen!

*(Alle unter Gelächter ab.)*

Josef (*schreit*): Ruben! Ruben! Mein Haupt und Vaters weiße Haare! Mein Haupt und Vaters weiße Haare!

*(Ruben kommt schnell zurück.)*

Ruben: Josef, mein Kind!

Josef: Zieh mich heraus, Ruben! Ich versinke im Schlamm! Ruben!

Ruben: Hast du das wirklich geträumt, Josef?

Josef: Ich will's nicht wieder tun! Zieh mich heraus, Ruben.

Ruben: Ich komme schon! Nur einen Strick hole ich mir.

Josef: Ruben, mein Haupt und Vaters weiße Haare!

Ruben (*an der Grube*): Still, still! Hier bin ich schon! Fass' an und lass mich ziehen! So — so —! Halte fest! So!

*(Er zieht Josef heraus.)*

Josef (*an seinem Halse*): Dank, Ruben, Dank!  
Ruben: Mein Kind!  
Josef: Bei dir, bei dir will ich bleiben!  
Ruben: Ja, ja!  
Josef: Du wirst nicht dulden, dass sie mich töten!  
Ruben: Wer denkt daran, mein Kind? Nur still, nur still!

(*Pause. Josef sitzt auf den Knien Rubens.*)

Ruben (*schwer und dumpf*): Mein Kind!  
Josef: Was tat ich Schlimmes, Ruben?  
Ruben: Nichts.

(*Pause.*)

Ruben: Du hast geträumt, mein Kind?  
Josef: Ist das nicht schön? Ich wusste nicht, dass Träume etwas Böses sind!  
Ruben: Erzähle mir noch einmal deinen Traum!  
Josef: Ich lag und schlief und schlief doch nicht: Da war ich mit einem Male auf freiem Feld und sah, dass eure Garben —  
Ruben: Unsere? Woher denn wusstest du — ?  
Josef: Es waren zehn Garben da — und meine.  
Ruben: Deine? Und unsere?  
Josef: Es schien mir so. Beim Garbenbinden waren wir.  
Ruben: Und unsere Garben — ?  
Josef: Die beugten tief vor meiner sich.  
Ruben: Josef!  
Josef: So war es.  
Ruben: Ich lieb' dich, Kind! O küsse mich!  
Josef: Du — du bist gut.  
Ruben: Schlecht, Kind.  
Josef: Nein, nein! Das will ich dem Vater sagen, dann wird er auch dich einmal segnen.  
Ruben: Auch mich einmal.  
Josef: Genau so soll er segnen dich, wie er so oft —  
Ruben: Oft —  
Josef: — mich selbst —  
Ruben: Dich?  
Josef: Wir haben einen guten, großen Vater, Ruben!  
Ruben: Ja!  
Josef: Wie er, so will auch ich einmal werden!  
Ruben: Wirst du das können?  
Josef: Ich geh' auch nach Beth-El! Und bis Haran!  
Ruben (*erdrückt*): Und ich?  
Josef: Wie blickst du so seltsam, Ruben?  
Ruben: Nichts.  
Josef: Warum hassen mich die Brüder?  
Ruben: Ich weiß nicht, Kind.  
Josef: Weil ich ein seiden Röcklein trage?



Ruben: Nein, Kind.

Josef: Weil ich geträumt hab'?

Ruben: Wie weiß ich es?

Josef: Weil mich der Vater so lieb hat?

Ruben: Ach Kind!

Josef: Hassen sie denn den Vater?

Ruben: Wie könnten sie?

Josef: *(nach einer Pause)*: Ruben!

Ruben: Josef!

Josef: Ich war dem Vater ungehorsam. Ich sollte nicht erzählen, was ich geträumt hab'. Und tat es doch. Jetzt weiß ich: Gott straft mich mit dem Hasse meiner Brüder, weil ich ungehorsam war. Und doch — ist denn der Traum nicht wunderschön? Schön, zum Erzählen nicht? Warum also — ? O still, da nahen sie wieder. Schütze mich, Ruben. Ich habe Angst vor ihnen.

Die Söhne Jakobs. Drei midianitische Karawanser (durch die Tracht unterschieden von den andern).

Simon *(noch außerhalb)*: Warum folgte er uns nicht? Wo blieb er denn? Hat er sich zu dem Träumer gesellt? *(im Auftreten)* — Ruhen!

Gad: Zogst du ihn aus der Grube?

Josef *(Ruben sich anschmiegend)*: Ruben, umarme mich!

Simon: Hör' mich!

Gad: Man muss sie voneinander reißen.

Ruben: Zurück von mir und ihm!

Simon: Höre mich, Ruben, auf ein Wort! *(Er nimmt ihn beiseite.)* Ein Zeichen sandte uns der Himmel, Bruder: Kaum traten wir ins Freie, machte eine Karawane vor uns Halt, die hinabsteigt mit Kostbarkeiten nach Ägypten.

Ruben: Was soll's?

Simon: Merkst du es nicht?

*(Tiefe Pause.)*

Ruben *(heiser)*: Und der Vater?

Simon: Nun?

Ruben: Was willst du?

Simon: Fort muss er!

Ruben: Denk' an den Vater!

Simon: Hat er an uns gedacht? An dich, da er hinwegriss die Hand von deinem Haupte, dich nicht zu segnen?

Ruben: Und der Schwur meiner Pflicht?

Simon: Brach er die Pflicht nicht seinem Erstgeborenen?

Josef *(ängstlich rufend)*: Ruben? Ruben?

Ruben: Was, mein Kind?

Josef: Ich will dir etwas sagen.

Ruben: Nun?

Josef (*leise*): Was sprechen sie zu dir?

Ruben: Nichts, nichts.

Josef (*legt ihm die Arme um den Hals*): Küsse mich, Ruben, du bist gut!

Ruben: Ach —!

(*nach einer Pause zu Simon*):

Ich kann nicht!

Simon: Du musst!

Gad: Du musst!

Alle (*flüsternd, aber stark*): Du musst!

Josef: Ruben!

Gad (*fährt ihn an*): Schweig!

Simon (*zu Ruben*): Du bist unser Ältester, du sollst uns Vater sein und Fürst!

Nach dir sollen genannt werden unsere Nachkommen! Du bist ein Held,  
ein Starker, so entziehe nicht deinen Arm dem Stamme deiner Brüder!

Heil dir, wenn du nur willst!

Alle (*stark und jubelnd*): Heil dir!

Josef (*mit zitternder Stimme*): Ruben?

Ruben (*schweigt*).

Josef: Ich hab' dich lieb, so rede mir was Liebes!

Ruben (*schweigt*).

Simon (*zu den Midianitern*): Tretet her, was wollt ihr geben?

Erster Midianiter: Zehn Silberlinge, ungeschnitten, ungekratzt.

Josef: Wollt ihr mein Röcklein, mein buntes, verkaufen?

Gad: Gib her den Rock!

Josef (*zieht ihn aus*): Da! Ich geb' ihn euch gern!

Gad (*zu Ruben*): Eine Ziege schlachten wir, tauchen den Rock in das Blut und  
bringen's dem Vater: „Erkennst du's? — Ein Tier fraß Josef.“

Ruben (*schreit auf*): Tiere! Tiere!

Josef: Ruben, was tun sie dir?

Simon: Schweig du! Zehn Silberlinge sind zu wenig.

Erster Midianiter: Lasst mich befühlen ihn!

(*Er betastet Josefs Muskeln.*)

Josef: Was tut der Mann? (*mit plötzlichem Schreck*) Was wollt ihr von mir?  
Geht mir mein Röcklein wieder!

Erster Midianiter: Zwanzig Silberlinge, wie ich sagte, nicht einen Faden dazu.

Josef (*schreiend*): Um hundert nicht feil! Mein Röcklein, mein Röcklein!

Asser: Stopft ihm den Mund!

Gad: Fort mit ihm, er ist euer!

Josef: Ruben, Ruben! Sie wollen was mit mir! Was denn? Was denn?

Ruben (*ringend*): Ein schuldloses Kind!

Simon (*furchtbar*): Den Riemen wirst du binden müssen an seiner Sandale! Die Stirn wirst du reiben müssen im Staube vor ihm! Schwingen wird er über dir den Stab der Gewalt, und geduckt wirst du stehen zehn Stufen unter ihm!

Josef: Ruben! Was wollen sie? Ruben!

Gad: Reißt ihn hinweg!

Simon: Tu ab den Gram von deiner Seele, Ruben! Reiß aus den Dorn aus deines Fußes Kraft! — Fort mit ihm!

*(Josef wird Ruben aus den Armen gerissen.)*

Josef: Was wollt ihr mit mir? Warum seid ihr so?

Simon (*furchtbar*): Dein Traum! Dein Traum! Träumer, hast du deinen Traum vergessen?

Josef (*schreit auf*).

Simon: Soll ich ihn erzählen dir?

Josef (*mit unheimlich hervorbrechender, plötzlich gereifter Kraft*): Erzähl' ihn! Erzähl' ihn!

Simon: Auf dem Felde warst du, und —

Josef: Und die Garben bückten sich vor mir, und die Garben bückten sich vor mir!

Simon (*mit wildem Hohn*): Neun oder zehn?

Josef: Zehn Garben, ihr zehn! Zehn Garben, ihr Schlechten!

Simon: War's der Wind?

Josef: Nicht der Wind, nicht der Wind!!

Simon: Armer Träumer, wo ist dein Traum?

Josef (*wild*): Bückt euch! Bückt euch! Ich will es! Josef will es! Ihr werdet euch bücken vor mir!

Gad: Hörst du es, Ruben, hörst du es?

Alle (*durcheinander*): Fort mit ihm! Fort!

Josef: Ich will es! Ich will es! Ich will es!

*(Josef wird von den Midianitern fortgeschleppt.)*

Asser: Teufel, wie er um sich schlug! Das Kleid hat er mir zerrissen.

Gad: Und mich biss er in den Arm.

Simon: Und seine Augen! Saht ihr seine Augen? —Nun, er ist fort, er ist fort! (*zu Ruben*) Was ist dir, Bruder?

Ruben (*will fortstürzen*): Josef! Josef!

Gad: Zurück! (*man hält ihn fest*).

Ruben (*stürzt in die Knie*): Josef, wo bist du? Josef, wo bist du? Ich beuge mich vor dir! Ich beuge mich vor dir! Ich küsse den Staub vor deinen Füßen! Ich — küsse — — den — —Staub!

*(Alle stehen in starrem Entsetzen.)*

# Wanderung durch einen Wald

Von Emil Cohn

Kommt, ihr Kinder meiner Schule, ihr jüdischen Kinder! Ich will mit euch eine Wanderung machen, eine Wanderung durch einen Wald, in dem viele Bäume stehen, die alle voneinander verschieden sind und doch zusammengehören. Da scheint an manchen Stellen die Sonne durch die grünen Wipfel und malt helle Flecke auf den moosigen Boden. An anderen Stellen aber herrscht ein tiefes, schmerzliches Dunkel, das man all seine Heiterkeit vergisst. Dann wieder kommen wir an eine freie Stelle, auf der ewig der scharfe Wind vom Meere her steht, so dass die Bäume dort verkrüppelt sind und gar nicht schön wachsen konnten. Und doch ist auch das ein Stück des großen Waldes, durch den ich euch führen will, und über den ein ewiges Rauschen geht, das uns von vielem Erleben und Erleiden erzählt, aber auch von mancher Treue und mancher Liebe. Es ist kein gewöhnlicher Wald, den ich meine, sondern der Wald der jüdischen Namen, durch den ihr mich für eine kurze Weile begleiten sollt. Es ist der Wald — eurer Namen.

Jawohl, mein lieber Fritz Salomon, jeder Name ist wie ein Baum in einem großen Walde, der zu anderen Bäumen gleicher Gattung gehört und doch wieder seine eigene Geschichte hat. Freilich ein Name wie der deine, der ein biblischer Name ist, oder wie der Name Abraham, Isaak, Samuel, kommt von der Bibel her und bedarf infolgedessen keiner weiteren Erklärung; es sei denn, dass man erklärt, wie diese Namen in alten Zeiten entstanden sind, und auf welche Weise überhaupt die Namengebung im jüdischen Altertum erfolgte. Das aber würde zu weit führen. Aber selbst eure Namen, soweit sie biblisch sind, sind nicht immer gleich zu erkennen, und manchmal werdet ihr euch wundern, wenn ich euch euren Baumstamm, oder sagen wir einmal Stammbaum, zeige. Zum Beispiel du, Bramson, wirst vielleicht gar nicht wissen, dass in deinem Namen die Abkürzung von Abraham steckt, und das Hänschen Fromm da drüben wird meinen, dass es so heißt, weil es von einem sehr frommen Manne abstammt. In Wirklichkeit heißt er auch nicht anders als Abraham, welcher Name in der Form Awrom, Avrum vielerorts ausgesprochen wurde und wird und daher zu der Form Frum oder From gekommen ist.

Bleiben wir einmal bei den Stammvätern, so wird weder unserem Freunde Sekkelsohn und noch weniger dem Sekundaner Ziegel jemals eingefallen sein, dass ihre Namen nur den Namen Isaak wiedergehen, der auch in der Form von Itzig und weiter Zickel, Sekel überall in der Welt gefunden wird. Um schließlich auch den Jakob nicht zu vergessen, so gehört zu der Gattung unserer Jakobsbäume nicht bloß der kleine Koppel oder Koppelman, sondern vielfach auch „der Name Kaufmann, was unglaublich klingt, aber doch wahr ist. Denn aus dem Koppelman wurde leicht in Holland ein Koopmann und der wanderte über die holländische Grenze noch Deutschland zurück als ein Kaufmann, der nun meinte, dass er von einem großen jüdischen Kaufmann alter Zeiten abstamme.

Immerhin schließt das aber nicht aus, dass sich wirklich einer einmal Kaufmann nannte, weil er ein Kaufmann war. Wie denn überhaupt nicht nur bei uns Juden, sondern überall die Namengebung häufig nach dem Stande erfolgte. So gibt es Schuster, Schneider und Müller bei uns, wie es sie in alter Welt gibt. Wenn aber ein ostjüdischer Müller sich Millner, oder ein ungarischer sich Molnar nannte, oder ein Schuster sich den Namen Sandler gab, weil es in alten Zeiten keine Schuhe, sondern nur Sandalen zu machen gab, so hat er im Grunde sein Handwerk nicht versteckt. Auch die besonders jüdischen Berufe kehren in den verschiedensten Formen wieder. Der Raw (Rabbi), der Chasan und der Schames sind jüdische Namen geworden, und der Kantorowicz, der euch die guten Liköre braut, stammt sicher von einem stimmbegabten Kantor ab, der der Gemeinde in alten Zeiten einmal vorgesungen hat.

Jetzt sind wir an einer Stelle unseres Waldes angelangt, wo die Bäume sich alle sehr ähnlich sehen, nämlich bei den Cohns, Cohens, Cahns, Cohens, in deren Stamm das Zeichen des jüdischen Priestertums eingegraben ist. Wenn aber unser junger Freund Fritz Kann meint, dass er hier sein Wanderzelt aufschlagen darf, so irrt er sich. Er muss vielmehr ein Häuschen weiter gehen, dort wo die Stammbäume der Levis stehen (Lewin, Levisohn, Leven und so weiter); denn er hat seinen Namen von der Kanne, aus der die Leviten den Priestern das heilige Wasser über die Hände zu gießen pflegten. Dafür darf aber unser Willi Kotz sich ruhig den Cohns zugesellen, denn sein Name ist nur eine Abkürzung. Er bedeutet: „Kohen Zedek“, das heißt gerechter Priester.

Ja, ja, Willi Katz, obgleich du hier mit uns im jüdischen Namenwalde herumläufst, bist du dennoch keine Waldkatze, auch kein Waldkater, sondern wie du siehst, viel, viel mehr als das. Du wirst vielleicht einwenden, dass ja auch viele Tiernamen bei uns Juden vorkommen, und in der Tat ist die Zahl der Löwen, Wölfe und Hirsche nebst Söhnen, die sich in unserem Walde tummeln, unendlich groß und vielfältig. Das hat auch seinen biblischen Ursprung, denn dass man im Altertum die Menschen nach Tieren nannte, war nicht bloß bei uns Juden Brauch, sondern auch bei anderen Völkern, zum Beispiel den Germanen, und hat einen mystisch-mythologischen, also unreligiösen Grund, den näher zu deuten hier zu weit führen würde. Bei uns Juden spielt bei dieser Namengebung nach Tieren der berühmte Segen Jakobs eine Rolle, der uns im vorletzten Kapitel des ersten Buches Moses überliefert wird. Da bekommt Juda den Beinamen des Löwen, Benjamin ist der Wolf, Naftali die Hirschkuh usw.; also von Haus aus hätte es einen Schein von Berechtigung, dass unser Willi Katz sich wirklich zum Geschlechte der Katzen rechnete. Und trotzdem ist es unwahr, sondern er bleibt ein Priester, und zwar der Besten einer, wie der Beinamen des Gerechten besagt.

Sein Name führt uns übrigens darauf, dass wir uns jetzt an eine andere Stelle unseres Waldes hinbegeben müssen, die schon so dunkel ist, dass man hinter den Baumstämmen Verstecken spielen kann, wie denn ja auch hinter unserem Kätzchen sich ein Cohn versteckte. Komm mal her, Gert Brann! Du bist auch so ein Stamm, den man nicht ohne Weiteres erkennen kann. Dein Name ist nämlich eine Abkürzung, wie die meisten jüdischen Namen, oder wenigstens viele, die mit einem B anfangen, z. B. Brasch, Brüll, Bock, Back, Bud usw. Aufgelöst heißt du *Ben Rabbi Nathan*. Und ebenso der Back, *Ben Akiba*. Aber nicht nur Namen wurden auf diese Weise abgekürzt, sondern auch nach

Örtlichkeiten wurden die Menschen genannt, und auch diese Örtlichkeit erfuhr schließlich ihre Abkürzung. Ein Beispiel dafür ist der Name der alten Synagoge in Prag, der jetzt noch bestehenden Altneuschul, die früher die Altschul hieß. Man sollte es nicht glauben, dass unser Mitschüler Asch seinen Namen nur der Abkürzung dieser „Alten Schul“ verdankt.

Da wir von Örtlichkeiten sprechen, gelangen wir in einen neuen Teil des Waldes, nämlich dorthin, wo die Stämme den Namen der Städte tragen, nach denen Juden sich ihrer Herkunft folgend nannten und über die nicht weiter zu reden ist. Allerdings muss ich euch bitten, hier einmal stehen zu bleiben und auf das wunderbare Rauschen in den Wipfeln zu lauschen. In diesem Rauschen könnt ihr die ewige Stimme der Geschichte unseres Volkes vernehmen. Ich höre hier bis zum Jahre 1096 hin, wo die Kreuzfahrer über den Rhein zogen und die alten Judengemeinden von Trier, Speyer, Worms usw. dem Untergange weihten. Damals flohen die Juden nach Osten, wo sie von den polnischen Königen in ihr Land aufgenommen wurden, und trugen in den merkwürdigsten Formen die Namen der Ortschaften weiter, in denen sie gelitten haben. So kann man von jedem Spiro und Schapiro, die heute alle aus dem Osten kommen, sagen, dass sie in Speyer gelebt haben, also zu den ältesten deutschen Juden gehören, und von den Halperns und Heilperins ist zu berichten, dass sie dereinst auf der Flucht das schöne Heilbronn verlassen haben, das die Wiege ihrer Väter sah. Sie sind aber auch nach dem Westen gewandert, nicht nur nach dem Osten. Trier heißt auf französisch Trèves. Komm mal her, kleiner Dreifuß, du hast dir doch auch nicht träumen lassen, dass deine Vorfahren aus Trier stammen und dir wahrscheinlich oft den Kopf zerbrochen, auf welchem Dreifuß dein Urvater, der deiner Meinung nach ein Schuster war, dereinst gesessen hat. Ja, auf das Rauschen der Wipfel muss man hören, Kinder!...

Was ist da hinten für ein Lärm? Warum weinst du denn, Butterfass? Haben dir die großen Jungen was getan? Wie? Sie necken dich mit deinem Namen? Oh, kleiner Isaak Butterfass, sie sollen dich nicht necken, denn jetzt sind wir an dem Waldrande angelangt, den der Sturm vom Meere her so angeweht hat, dass die Bäume dort nicht wachsen konnten, sondern verkrüppelt sind. Komm her, kleiner Isaak Butterfass, ich weiß, du stammst aus Galizien, und dort hat sich das traurigste Kapitel der jüdischen Namengebung abgespielt, obgleich schon frühzeitig dort unsere Väter durch den edlen Kaiser Joseph II. und sein Toleranzedikt vom Jahre 1785 lichterem Tagen entgegengeführt wurden. Aber er war nur ein einziger Kaiser und hunderttausend ungetreue und gehässige Beamte und Polizeigewaltige standen unter ihm, die zu dumm und zu böse waren, des Herrschers edle Stimme zu hören. Als der Alte Fritz in Berlin noch die Juden schikanierte und sie zwang, das Ausschussporzellan der königlichen Manufaktur zu kaufen, hat der gütige Kaiser Joseph alles versucht, um die unglücklichen galizischen Juden der Freiheit entgegen zu führen. Und als er von ihnen verlangte, dass sie auf seinen Polizeiamtern erscheinen und sich erkennbare bürgerliche Namen geben sollten, saßen dort jene gehässigen Beamten und ließen sich von den reichen und armen Juden die Namen je nach Qualität bezahlen. Wer Geld hatte, durfte sich nach Edelmetallen und Blumen nennen, daher die Lilienthals und Rosensteins, Goldmanns und Feilchenfelds. Wer nicht so viel zahlen konnte, musste sich holt mit den einfachen Tiernamen begnügen. Der arme Schlucker aber, der in seinen armseligen Stulpenstiefeln

und seinem Kaftan schäbig wie er war auf der Polizei erschien, bekam seinen Namen gratis, dafür war er aber auch danach. Treppengeländer, Tintenpulver, Pumpenschwengel, Nieswurz, Pitschpatsch, Machmerplatz, Wanzenknicker, das waren die Spottnamen, die man den armen Juden vor 150 Jahren in Galizien angehängt hat, und die als peinvolle Last an ihnen hängengeblieben sind.

Nun wollen wir uns aber auf den Heimweg machen, denn ich merke, es dunkelt stark, wenn ich auch nicht deutlich erkennen kann, ob es an der sinkenden Sonne oder an dieser besonders düsteren Stelle des Waldes liegt. Da wir aber still und schweigsam jetzt durch die Stämme unseren Rückweg wandern, will ich euch zum Schluss noch etwas besonders Schönes sagen. Obgleich die Abrahamsohns und Isaaksohns und überhaupt alle derartigen Namen uns beweisen, dass der Jude in erster Linie den Namen seines Vaters trägt und ihm Ehre zu machen hat — wie er denn auch in der Synagoge mit dem Namen seines Vaters aufgerufen und gesegnet wird — hat doch auch die Mutterliebe den Juden vielfach ihre Namen gegeben. Es ist durchaus nicht immer sicher, ob die Rose eine Blume und der Vogel ein wirklicher Vogel, die Taube eine Taube und die Perle eine Perle war, sondern Rose, Vogel, Taube, Perle sind in altdeutschen Zeiten die Vornamen unserer Mutter gewesen, und mancher Perlstein und Vogelstein nannte sich nur deshalb so, weil Mutterliebe sein Herz bewegte, als er durch die bürgerlichen Gesetze gezwungen, sich einen festen Namen zulegte. Ja, sogar hinter dem Namen Atlas versteckt sich das Mütterchen Edel, und wer weiß, ob der Edelstein wirklich ein Edelstein war und nicht wie der Atlas und der Idelsohn von derselben edlen Frau stammte, die ihren Namen dereinst in Ehren trug.

---

## Der gute Rat

Eine Volkserzählung von Emil Bernhard

In einem Städtchen lebte vor Zeiten ein armer Jude, der im Volke allgemein nur unter dem Namen Reb Henoeh bekannt war. Was geht es uns auch an, wie er weiter hieß, er war doch so arm und klein, dass keiner nach ihm fragte, und ganz klein und arm ist ja auch die Geschichte, die wir hier von ihm erzählen wollen. Winzig war auch nur das Haus, in dem er wohnte, und groß allein die Zahl seiner Kinder, die dieses Haus mit ihrem Lärm erfüllten. Wenn sein armes geplagtes Weib, das die Kinder zu versorgen hatte, stöhnte, hatte Reb Henoeh zwar immer ein frommes Wort zur Hand, das sie trösten sollte: „Dein Weib wie ein fruchttragender Weinstock in den Winkeln deines Hauses, deine Kinder wie Ölbaum Schößlinge rund um deinen Tisch!“ zitierte er den Psalmisten, aber selbst der Tisch war so klein, dass das Dutzend Ölbaubaumschößlinge nicht Platz daran hatte, und das Weib sah sie lieber auf dem kleinen Hofe spielen, der um das Häuschen war, wo die Kinder mit Hund, Hahn und Ziegenbock die enge Erde teilten. Aber Kinder können doch nicht immer auf dem Hofe sein, es kommt der Abend, im Winter dunkelt es früh, oder, Gott behüte, es regnet, auch Freitagabend will begangen sein, und was dann? Freilich, vom Tempel zu Jeruschalajim heißt es: „Wenn das Volk stand, so stand es gedrängt, kniete es, so weitete sich der Raum!“ Nun, das war ein Wunder und das war der Tempel, Reb Henoehs Häuschen aber war nicht der Tempel, sondern nur ein einziger kleiner Wohnraum, ein Herd, ein Tisch, eine Bank, ein paar Stühle, und Wunder gab es nicht mehr. Vielleicht gab es draußen in der Welt Wunder, nur bei Reb Henoeh nicht. Das Weib knurrte, er selbst saß mit gekreuzten Beinen auf seinem Schneidertisch und flickte armselige Hosen, Flickarbeit, Kleinarbeit, und wenn's mal einen Anzug zu wenden gab, wars ein Feiertag. Solange er da oben saß, störten ihn die Kinder nicht, aber auch für einen Schneider gibt es einmal Feierabend, und was tut ein jüdischer Schneider mit seinem Feierabend? Nun ja, er nimmt ein dickes, frommes Buch, stützt sich den Schädel und lernt. Und wenn dann die Kinder unter dem Tische sitzen, an dem er lernt, auf seine Schultern springen, zwischen seinen Beinen kriechen, toben, lärmern, spielen und sich, Gott behüte, auch einmal zanken, was dann? Ja, Herr der Welt, was dann? —

Sagt eines schönen Tages die Frau zu ihm: „Henoeh,“ sagt sie, „geh zum Rabbi und hol dir einen Rat!“ Was tut Reb Henoeh? Wenn die Frau sagt, muss man doch gehn! Also geht er und tritt vor den Rabbi des Städtchens, der zwischen vielen Büchern in seiner Stube sitzt, wo viel Raum ist, und die Rebbezen\* sorgt, dass ihn keine Kinder stören.

Der Rabbi hört die Sorgen und Klagen des armen Schneiders an, fasst sich ans Bärtchen, wiegt den Kopf hin und her und zieht die Stirne hoch. Er hat

---

\* Die Rabbinerin.



Verständnis für die Sorgen der Menschen, aber er kennt sie auch, ach, jeden kennt er und vielen schon hat er geholfen. Oh, der Rabbi ist klug, und wie klug ist er!

Sagt er zu Reb Henoch: „Ich will dir einen Rat geben! Hast du vielleicht einen Hund im Hof?“ Und als Henoch bejaht, gibt er folgenden Rat: „Du gehst jetzt ruhig nach Hause, mein Sohn, und nimmst den Hund in die Stube hinein, verstehst du? In acht Tagen kommst du wieder!“

Reb Henoch erschrak, aber der Rabbi hatte so bestimmt gesprochen, vor allem das „Verstehst du?“, dass es schlechterdings keinen Widerspruch gab und sich Reb Henoch im Handumdrehen auf der Straße und auf dem Nachhausewege sah.

„Nun? Was hat der Rabbi gesagt?“ fragte die Frau und schüttelte verwundert den Kopf, als sie die Sache von dem Hunde hörte. Aber zu sagen wagte sie nichts, es war doch des Rabbis Wort.

So kam also der Hund in die Stube, der bis dahin immer auf dem Hofe in seiner Hütte gehalten worden war. Die Kinder jubelten, denn das war etwas Neues, und der Hund bellte, denn er war seine Kette los. Als aber acht Tage später Reb Henoch wieder vor dem Rabbi stand und der ihn mit ernstesten Augen fragte, wie es nun sei, fing der arme Mann herzlich zu klagen an. Der Hund mache die Kinder wild und die Kinder den Hund. Das Vieh springe über Tisch und Bank, reiße Schüsseln und Teller herunter, jage sich mit den Kindern, belle, heule, und mit der Ruhe sei es nun gar aus, ganz zu schweigen, dass es nun noch enger sei.

Fasst der Rabbi wieder sein Bärtchen: „So?“ sagt er, „so ist es also? Nun, da hilft nichts, dann müssen wir weitergehn. Sag einmal: Hast du einen Hahn im Hof? Ja? — Nun, so wirst du jetzt auch den Hahn in die Stube nehmen! Verstehst du? — „Wenn er doch nicht ‚Verstehst du?‘ sagen wollte!“ denkt Reb Henoch, der seinen Ohren nicht traut: „Dann könnte man ihm doch antworten! So aber —!“ — und eh’ er noch den Mund auf tun kann, hat die Rebbezen schon die Tür geöffnet und ihn auf die Treppe geleitet. „In acht Tagen darfst du wiederkommen!“ —

Nach acht Tagen kam er wieder. Er stand in der Tür und machte ein Gesicht, das man nur verregnet nennen konnte, so schief lag ihm der Kopf auf der Schulter und so zerknirscht blinzelten die traurigen Augen den Rabbi an. „Nun, Henoch, nun?“ fragte der Rabbi, als der Arme immer noch nicht reden wollte: „Wie steht’s daheim?“ Da kam ein ganz tiefer „jüdischer Krächz“ aus Henochs Kehle, und er fing an, vom Hahn zu erzählen.

„Sagt nicht, Rabbi, der Hahn sei doch neben dem Hunde nur ein kleines Vieh — ja, aber ein Federvieh, und der Hund jagt das Federvieh in der Stube und die Kinder auch. Und da fliegt das Federvieh am Fenster hoch und will hinaus und verunreinigt in seiner Angst Tisch und Herd und Teller. Und fliegt es nicht, dann ist es auch noch dumm genug, dasselbe zu tun. Und die Frau schilt und schreit und nimmt den Besen und schlägt nach dem Federvieh und schlägt nach dem Hund und schlägt und schlägt —“

„— und schlägt?“ fragte der Rabbi, und ganz, ganz leise seufzend wiederholt Reh Henoch, indem er traurig nickt: „— — und schlägt.“ —

Der Rabbi dachte eine Weile nach, dann sah er dem armen Schneider fest in die Augen, dass dem das Herz zu klopfen begann: „Mein Sohn, du hast meinen

Rat gewollt, nun sollst du ihn auch ganz haben. Du wirst doch tun, was ich dir rate?“

„Das will ich, Rabbi, helft mir nur!“

„So sag mir noch eins: Du hast doch auch einen Ziegenbock im Hof? Den nimmst du jetzt zum Schluss auch noch in die Stube hinein!“

„Rabbi —“

„Schon gut, mein Sohn, du darfst schon übermorgen wiederkommen, und dann werde ich dir etwas sagen.“

Reb Henoch ging, aber er ging nicht gleich nach Hause. Er ging spazieren. Obgleich ein armer Flickschneider wahrlich sonst nicht müßig gehen darf, Reb Henoch ging damals eine ganze Stunde lang spazieren. Das heißt, er ging in einem weiten Bogen um sein Haus herum, ehe er mit dem neuen Rat des Rabbi vor seine Frau zu treten wagte. Als er sichs aber abgewürgt hatte, als die Frau sich die Hände ausgerungen und genug gejamert und gezetert hatte, als die Kinder verängstet je drei in den vier Winkeln der Stube saßen, kam zu Hund und Hahn auch der Ziegenbock noch ins Zimmer. —

Am übernächsten Morgen, ganz in der Frühe, der Rabbi war gerade mit dem Beten fertig und hatte seine Gebetriemen noch an Arm und Kopf, wurde ohne Klopfen seine Tür aufgerissen, und herein stürzte, wie von bösen Geistern gejagt, Reb Henoch.

„Rabbi!“ keuchte er und die Tränen stürzten ihm nur so aus den Augen, „Rabbi, rettet mich! Ich bin verloren, wir sind alle verloren. Die Frau, Rabbi, die Frau!

Die Kinder — Rabbi! O weh, o weh!“

„Aber Henoch, was hast du denn?“

„Was ich habe?“ schrie Henoch, „Ihr fragt noch, was ich habe? Der Bock ist in der Stube! Der Bock! Der Bock!“

„Stößt er euch denn?“

„Stoßen? Stoßen? Wenn er noch stoßen wollte! Stinken tut er! Rabbi, jetzt habt ihr's erreicht: Jetzt sind wir im Hof, und er in der Stube! O weh, o weh, o weh, o weh!“

Der arme Schneider hatte die Hände des Rabbi ergriffen und weinte heiße Tränen auf sie herab.

Da hob der ihm sanft den Kopf, streichelte ihm über die alten gelichteten Haare und sah ihn mit einem ganz zärtlichen Lächeln an.

„Geh nach Hause,“ sagte er, „du darfst jetzt den Bock wieder hinauslassen und in acht Tagen wiederkommen.“

So schnell wie diesmal war Reb Henoch noch nie die Treppe hinuntergesprungen und nach Hause gelaufen. Schneller als das schnellste seiner Kinder sprang das Schneiderlein über die Straße: Der Bock darf heraus! Der Bock darf heraus!

— — —

„Nun? Nun?“ fragte der Rabbi, als Reb Henoch acht Tage später wieder vor ihm stand, „wie ist es nun, mein Sohn?“

Henoch seufzte tief, aber diesmal wie einer, der was hinter sich hat: „Rabbi,“ sagte er, „wenn Ihr wüsstet, wie's vorher war, dann würdet Ihr erst wissen, wie's jetzt ist. Es geht doch schon! Nun der Ziegenbock hinaus ist, geht's doch schon! Hört, Rabbi —,“ aber der Rabbi ließ ihn nicht weilerreden, sondern legte ihm nur die Hand auf die Schulter, lächelte und sprach: „Siehst du? Ich hab

es gleich gesagt. Jetzt gehst du nach Hause und lässt auch den Hahn hinaus und in acht Tagen kommst du wieder!“

Reb Henoch lachte dem Rabbi ins Gesicht, kein böses Lachen, beileibe, sondern ein halb verduzttes, halb frohes. Schnell wie der Wind war er weg, und wie die acht Tage um waren, stand er wieder in der Türe.

„Nun mein Sohn, wie ist es denn jetzt? Erzähle doch!“

Da fing Reb Henoch zu erzählen an, wie viel, viel besser es nun sei. Der Hund habe sich schon gewöhnt, die Kinder seien wie verwandelt, über Nacht noch einmal so brav geworden. Sie jagten den Köter nicht mehr, der ganz brav unter der Bank liege und nur manchmal noch winsele und stöhne und mit so traurigen Augen aus dem Fenster schaue, dass es einem um die arme Kreatur ganz leid sei. Vor allem aber zeige doch die Frau wieder ein besseres Gesicht, ihr allein sei der Hund noch im Wege, und manchmal murre sie noch, aber sonst — sonst sei alles gut und gerne zu ertragen!

„Das freut mich, mein Sohn,“ sagte der Rabbi, „das freut mich von Herzen! Und zum Lohne darfst du jetzt nach Hause gehen,“ und dabei gab er ihm einen festen Schlag auf die Schulter, „und auch den Hund wieder auf den Hof hinauslassen, damit auch Gottes arme Kreatur sich wieder ihres Lebens freue, wie es sich gehört!“

Wie der Blitz sprang da Reb Henoch zur Stube hinaus, und der Rabbi musste ans Fenster stürzen und ihm nachrufen: „Halt, Henoch, halt!“ rief er hinter dem Laufenden her, der sich kaum umdrehte, „vergiss doch nicht, noch einmal in acht Tagen wiederzukommen!“ —

Er vergaß es nicht, nein, er vergaß es nicht. Am Sabbat kam er, seine Frau kam, alle seine zwölf Kinder kamen, und alle in ihren besten Kleidern: „Ihr habt uns gerettet, Rabbi,“ sagten sie alle wie aus einem Munde, „Ihr habt uns das Leben gerettet! Ja, mehr als das: Ihr habt uns überhaupt erst gelehrt, wie schön, wie wunderschön das Leben ist auf Gottes guter Erde!“

---

## Wahres Geschichtchen

Das Kind einer reichen jüdischen Familie Hamburgs kam diese Ostern in die Schule und berichtete vom ersten Schulgang heimkehrend den bestürzten Eltern, dass sie bei der Aufnahme der Schülerliste als Religion christlich angegeben habe.

„Aber Ännchen,“ fragte man sie, „warum hast du denn das getan?“ —

— Worauf das Ännchen treuherzig erwiderte: „Ich war die einzige, Vati, und da wollte ich nicht protzen.“

## 4. Jahrgang

# Choni Ham'agel

Eine Erzählung

*Von Emil Bernhard Cohn*

Zu der Zeit, als die Römer noch über das Land Israel herrschten, vor vielen hundert Jahren, gab es dort einen Mann, der hieß Choni. Er lebte auf dem Lande, hatte Rinder und Ziegen, Pferde und Esel in seinem Stall, war auch daneben ein nicht ungelehrter Mann. Vor allem aber galt er als ein großer Wundertäter und wurde deshalb vom Volke Choni Ham'agel, d. h. der Kreiszieher, genannt. Wenn nämlich die Tage der Dürre kamen und die Sonne auf die Erde brannte, holten ihn die Leute, damit er ihnen Regen mache. Dann pflegte Choni auf einen Hügel zu steigen, zog einen Kreis auf der Erde, stellte sich hinein und fing zu beten an. Dreimal betete er. Das erste Mal hob er die Arme und sprach: „Herr der Welt! Dein Volk Israel schaut auf mich, als wenn ich dein Sohn wäre, und ich weiß, du erfüllst mir jegliche Bitte. So beschwöre ich dich bei deinem heiligen Namen: gib Regen deinem Volke, auf dass sie leben und deinen Namen preisen, und gib ihnen alles, wonach sie dürstet!“

Kaum hatte er so gesprochen, pflegte ein Windstoß über die heiße Erde zu gehen, Wolken kamen am Himmel auf, und es fing zu tröpfeln an. Dann betete Choni zum zweiten Male und hob seine Arme: „Herr der Welt! Dein Volk Israel schaut auf mich, als wenn ich dein Sohn wäre, und ich weiß, du erfüllst mir jegliche Bitte. Lass regnen, dass die Gruben voll werden und die Brunnen überfließen, und gib einem jeden, wonach ihn dürstet!“

Dann rauschte der Regen in Strömen, dass die Leute in die Häuser flüchteten. Dann aber betete er zum dritten Male, und das war ein kurzes Gebet: „Herr der Welt! nicht zu viel Gutes und nicht zu viel Böses!“ Dann ließ der Regen nach und hörte auf, wenn es genug war, und die Leute kamen heraus aus ihren Häusern und freuten sich des Segens, der auf ihren Feldern lag. Was Wunder, dass der Name des Mannes im ganzen Lande erscholl, aber auch nicht unverständlich, dass allgemach der Hochmut in seinem Herzen Einzug hielt. Allerdings hätte man meinen können, dass ein Mensch, der so wunderbare Kräfte in sich trug, auch den Glauben an das Wunder überhaupt, wo immer es erscheint, in seinem Herzen tragen musste. Leider aber ist es nicht immer so. Vielmehr scheint das Beispiel Chonis zu beweisen, dass selbst ein Wundertäter nicht immer frei von Eifersucht bleibt, wenn das fremde Wunder ihm begegnet und, was mir noch schlimmer scheint, dass der Mann, dem der Glaube der Welt folgt, oft für den Glauben anderer nur Spott und Verachtung hat.

An einem schönen Sommertage verließ Choni sein Dorf und ritt auf seinem Esel hinaus ins Land, um sich der Felder und Wiesen zu erfreuen, die in voller Blüte standen. Da kam er auf seinem Ritt an einem Garten vorbei, in dem ein alter Mann sich mühte, ein kleines Bäumchen zu pflanzen.

„Was pflanzt du da?“ fragte Choni, auf seinem Esel sitzend, über den Zaun hinweg den Alten. Der richtete sich mühsam auf von seinem Werke, und es zeigte sich, dass es ein Greis von großer Armut und Würdigkeit war: „Einen Johannisbrotbaum“, antwortete er lächelnd.

„Wie lange währt es denn, bis der Brotbaum seine Früchte trägt?“

„Siebzig Jahre“, sagte der Alte.

Da lachte Choni ein gar nicht hübsches Lachen und rief über den Zaun: „So wirst du schwerlich seine Früchte genießen. Wozu pflanzt du da erst?“

Der Alte hörte zu lächeln auf, blickte auf sein Bäumchen herab und ließ nicht die Augen von ihm, während er redete: „Hinter meinem Hause steht ein Johannisbrotbaum, den hat mein Großvater gepflanzt, als ich noch nicht geboren war. Dessen Früchte genieße ich heute und lebe der Hoffnung, dass meine Enkel einst auch diesen Baum hier schütteln werden. Darum pflanze ich ihn.“

So redete der Alte und ließ Choni stehen, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen. Choni wartete noch eine Weile, dann zuckte er die Achseln und ritt weiter. Aber im Weiterreiten wurmte es ihn, dass er dem Alten zum Schluss nicht noch eine Antwort gefunden hatte.

Plötzlich wurde er aus seinen Gedanken gerissen. Er hörte ein Kind in der Nähe singen. Als er aufblickte, sah er am Wege unter einem schattigen Baume einen Mann sitzen, der zwischen seinen Knien einen noch jungen Knaben hielt. Das Kind lehnte sich mit dem Rücken an die Brust des Vaters und sang mit klarer Stimme seinen Psalm in die Welt hinaus:

„Stufenlied\*!“ sang das Kind,

„Als Gott die Gefangenen Zions tät lösen,  
Da war's uns wie ein Traum gewesen —“

Choni wäre vielleicht weitergeritten, wäre nicht sein Esel plötzlich von selber stehengeblieben. Das kam daher, weil neben dem Baum im Grase eine kleine Eselin weidete, wie Choni noch nie eine in seinem Leben gesehen hatte: das Tier war nämlich fast ganz weiß und hatte es dem Esel Chonis offenbar durch seine Farbe mächtig angetan, denn er schlug sofort mit seinen langen Ohren um sich, als er die Genossin erblickte. So war Choni gezwungen, auf den Mann und sein Kind zu schauen, deren Reittier seinen Esel so in Anspruch nahm, dass er laut wieherte. Das Kind selbst blickte in die Ferne und sang, der Mann dahinter grüßte Choni mit ein paar Augen, die nichts anderes sagten als: „Sieh doch, wie schön mein Kind ist und wie schön es singt!“

---

\* Psalm 126

Der Knabe, der etwa sieben Jahre alt sein mochte, sah mit seinen dunklen Augen aus wie sein Lied, und dass er immer nur den Anfang des Psalms sang und wiederholte, gab mit der kleinen weißen Eselin dem ganzen Bilde etwas Traumverlorenes: —

„Als Gott die Gefangenen Zions tät lösen.  
Da war's uns wie ein Traum gewesen.“

Jetzt aber begann ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, das Choni in immer größere Verwunderung setzte: „Vater!“ begann jetzt das Kind.

„Mein Kind?“

„Haben denn die Gefangenen Zions geschlafen?“

Diese merkwürdige Frage schien den Vater zu entzücken, er fasste von hinten die Arme des Kindes und gab es ihm lächelnd ins Ohr:

„Jawohl, siebzig Jahre lang schliefen sie.“

„Siebzig Jahre!“ wiederholte das Kind, aber gar nicht im Tone der Verwunderung, sondern mit einem glücklichen Blick in seinen Augen. Da verwunderte sich Choni auf seinem Esel sehr, musste aber gleich darauf an die siebzig Jahre des Johannisbrotbaums denken. Kaum aber dachte er das, als sein Erstaunen noch größer wurde. Denn jetzt fing der Vater zu erzählen an:

„Der König von Babel führte sie nämlich über die Berge, mein Kind, damit sie ihm nicht entfliehen könnten. Hinter den Bergen lag ein grünes Tal, das war von Felsen umschlossen. Dorthin führte sie der König von Babel und sprach zu ihnen: ‚Bleibet hier!‘ So blieben sie dort und konnten nicht über die Berge. Da erbarmte sich ihrer Gott und versenkte sie in einen tiefen Schlaf, der währte siebzig Jahre. Als aber die siebzig Jahre um waren, öffneten sich mit großem Schall die Berge, und sie erwachten. Da erkannten sie, dass sie die Zeit verträumt hatten, und kehrten heim. Wir aber singen heute das Lied von den Träumenden Zions, mein Kind!“

Das Kind war selig, als der Vater so sprach, und sein Gesicht strahlte. Choni aber war bitterböse, als er den beiden zurief: „Was seid ihr für Narren, Vater und Sohn! Hat man je erlebt, dass einer siebzig Jahre schlief?“

Entsetzt blickte das Kind auf den also Redenden, der Vater selbst erschrak und legte wie schützend seinen Arm um den Knaben, während er die Stirn runzelte. War es nicht eine schöne Rede, die er dem Kinde gesagt hatte? Zudem, wen ging es was an? Was wollte der Fremde? —

In diesem Augenblicke wurden alle drei durch etwas Neues erschreckt: Die kleine weiße Eselin nämlich war plötzlich mit einem Satze auf und davon, und im Nu jagte auch Chonis Esel quer über die Felder hinter ihr her, ohne sich durch Zaum und Zuruf seines Reiters zügeln zu lassen. Hinten schrien noch der Mann und das Kind, denen auf so plötzliche Weise das Reittier entschwunden war, Choni aber hörte es nicht mehr. Er hatte die Macht über seinen Esel verloren, er sah vor sich nur den weißen Leib des flüchtigen Tieres, das bald zwischen den Büschen verschwand, bald wieder auftauchte, immer aber auf die blauen Berge zulief, die den fernen Horizont begrenzten.

Wie lange Choni so ritt, merkte er nicht. Nach anfänglichem Bemühen, seinen Esel durch Schrei und Schlag zum Stehen zu bringen, gab er es schließlich nicht nur auf, sondern ließ sich nur zu willig von seinem Esel tragen. Dünkte ihm doch die weiße Eselin beinahe ein Zaubertier zu sein, dem

nachzufolgen Glück und Seligkeit war. War sie denn nur weiß, schien sie nicht jetzt schon silbern zu sein? Wo hatte man je einen silbernen Esel gesehen? Und wo lief er hin? Und was bedeutete das alles? —

Endlich waren die Berge erreicht, und Choni sah, wie das flüchtige Tier in einem engen Hohlweg verschwand. Nun aber verdoppelte Chonis Esel seine Kräfte, und alsbald schossen beide ebenfalls durch die enge Pforte des Hohlwegs, lechzend, das weiße Tier wieder zu Gesicht zu bekommen. Nach einigen Augenblicken Rittes durch das kühle Dunkel des Engpasses tat sich auf einmal ein wunderschönes Tal vor Chonis Augen auf, grüne Wiesen und Sonnenschein, Blumen und Fruchtbäume und ein kleiner Fluss in der Mitte. Was aber das Überraschendste war, die weiße Eselin stand da und weidete still im Grase, als wenn gar nichts geschehen wäre und nur der Weideplatz sich verändert hätte. Sofort stand auch Chonis Esel still und rührte sich nicht, ja, nicht einmal mit seinen langen Ohren schlug er mehr, wie er vorher getan hatte. Alles war mehr als wunderbar.

Choni stieg ab und merkte jetzt erst, wie anstrengend der Ritt gewesen war. Jetzt erst, in der ruhigen Sonne des Tals, trat ihm plötzlich der Schweiß auf die Stirn. Er wischte ihn ab und fühlte sich mit einem Male sehr müde. Da warf er sich unter einen grünen Baum ins Gras, legte den Kopf auf einen Mooshügel und blinzelte in die Sonnenstrahlen, die sich durch die grünen Zweige drängten. „Schlafen!“ flüsterte er und, indem er es flüsterte, schlief er auch schon.

Er mochte wohl eine Stunde geruht haben, als er erwachte. Die Sonne stand noch hoch, die Vögel sangen, das Flüsschen nebenan rauschte. Aber seine beiden Esel, der graue und der weiße, waren fort. Ärgerlich sprang Choni auf und sah sich nach allen Seiten um. Wo war er? Er dachte an den weiten Ritt, den er getan hatte, und der Gedanke besorgte ihn, wie er ohne Esel vor der Nacht heimwärts kommen sollte. Häuser gab es in dem Tale nicht, überhaupt schien, was er sah, eine menschenferne Einsamkeit zu sein.

Wie er noch stand und dachte, sah er drüben am Berghang, wo der Wald begann, eine Staubwolke herabkommen, die nur von einer Herde herrühren konnte. Einen Hirten aber sah er nicht, so sehr er seine Augen anstrengte. Auch bewegte sich die Wolke so schleunig talabwärts, dass er sich im Augenblick fragte: „Was sind das für Tiere?“ Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als auf einmal eine wilde Jagd daraus wurde, die kurz darauf mit dröhnenden Hufen drüben am Flussufer anlangte und eine Herde von Wildeseln war, die vom Walde zum Wasser herabgekommen war. Schäumend stürzten sie sich, von einem mächtigen Leittier geführt, in die Flut, hatten im Nu das Wasser überschwommen und umtrampelten bereits mit in der Sonne leuchtenden Fellen den ganz verwunderten Choni, der nicht wusste, wie er sich aus dem Knäuel der drängenden Leiber befreien sollte. Sie rissen ihn einfach mit sich, und er sah sich nach wenigen Augenblicken in dem Hohlweg wieder, durch den er das Tal betreten hatte. Dort war natürlich das Gedränge noch größer, und Choni wäre von den Tieren beinahe zerquetscht worden, wäre er nicht bei der Enge klug genug gewesen, sich auf den Rücken des Leittieres zu schwingen, das ihn willig hinaus in die Ebene trug.

Es war ein glühend heißer Tag. Die Bäume ließen die Blätter hängen, die Wege waren weiß von Staub, und Staub lag auch auf allen Feldern. Vor allem aber wölkte die Wildeselherde mächtig die Erde auf. Es war ein ganz merkwürdiger Ritt, der da vonstatten ging. Voran der ausgeschlafene Choni auf seinem starkknochigen Tier, hinterher die vielen hundert Esel, die mit ihren Hufen die trockene Erde dröhnen machten. Bald trafen sie auf menschliche Häuser, aus denen die Leute herausliefen und das Wunder bestaunten. Choni kam sich wie verzaubert vor, fing aber an, Freude daran zu haben. Er begann die Tiere mit fröhlichem Zuruf zu locken und umfasste bereits die ganze trampelnde Welt um ihn her wie sein selbstverständliches Eigentum, so als wäre er ein Eselhändler aus ferner Welt, der hinaufgeritten war, um in dieser Fremde seine Ware an den Mann zu bringen.

Nach mehrstündigem Ritte langte er an einem Baume an, in dessen Schatten, über seinen Stock gebeugt, ein alter Mann sich niedergelassen hatte. Als er Choni an der Spitze seiner Esel nahen sah, erhob er sich schwer und überschattete seine Augen mit der Hand, bis die Herde herangekommen war.

„Heda, Mann!“ rief der Alte.

Choni hielt an.

„Habt Ihr vielleicht einen weißen Esel in Eurer Herde?“

„Wahrhaftig“, rief Choni zurück, „ich würde Euch antworten: Wer hätte je einen weißen Esel gesehen? wenn ich nicht heute früh hinter einem hergejagt wäre, der mir aber verlorenging!“

„Wie merkwürdig!“ sagte der Alte, „siebenundsiebzig Jahre bin ich jetzt, und es mag wohl siebzig Jahre her sein, dass mir der Vater einen weißen Esel schenkte, der mir eines Tages entlief. Wenn ihr einen findet, so kommt doch zu mir, dass ich mein Enkelkind damit erfreue. Wo habt Ihr nur die große Eselzucht her?“

Als Choni solche Worte hörte und hinter sich auf seine Herde sah, wurde ihm zum ersten Male ganz deutlich, wie verwunderlich sein ganzer Aufzug inmitten der Esel war. Und als er nach einem Abschiedsgruß weiterritt und den freundlichen Alten noch hinter sich herrufen hörte: „Gutes Geschäft! Man wird Euch die Esel reichlich bezahlen!“ wurde er ganz versonnen, sein Reiten wurde langsamer, und schließlich ging alles mit ihm und um ihn her in einem stillen und müden Tritt, der ganz gut zu der Glut des Tages passte. Plötzlich musste Choni daran denken, was wohl Frau und Kinder sagen würden, wenn er so nach Hause käme. Da war es mit dem Reiten ganz zu Ende. Die Herde stand gedrängt, und in ihrer Mitte stand Choni. Fern sah man schon die Häuser der Heimat im Abendschein leuchten. Da nahm Choni einen Strick auf, der da an der Erde lag, band das Leittier, auf dem er geritten war, an einen Orangenbaum, wanderte selber zu Fuß weiter und überließ die Herde sich selbst.

Choni hatte heute bereits einen weiten Ritt getan, war über Felder und durch Wälder gekommen, die er bis dahin nie gesehen hatte, jetzt kam er im Wandern allmählich wieder in seine Welt, erkannte die Wege und Stege wieder, die Felsen und die Bäche und alles, was ihn täglich umgeben hatte. Es war die Heimat, und doch schien sie etwas anders zu sein, als sie noch heute früh gewesen war, als Choni sie auf seinem Esel verlassen hatte. Da es aber doch die Heimat war, hätte man meinen sollen, dass Choni aufatmen musste, je näher



er ihr kam. Stattdessen legte es sich ihm, je weiter er schritt, wie ein Reifen um die Brust.

Jetzt tauchte vor ihm hinter einem kleinen Gehölz das Dach des Häuschens auf, in dessen Garten er den alten Mann heute früh den Johannisbrotbaum pflanzen sah. Statt nun stracks voranzuschreiten, bog er plötzlich rechts in einen Seitenweg ein, gleich als schämte er sich der törichten Worte, die er heute morgen zu dem Alten gesprochen hatte. Aber er war noch keine drei Schritte gegangen, als er wieder stehenblieb und nachdenklich wurde. Am Wege lag ein kleiner Felsblock, vor dem stand er, blickte herab und schlug eine Weile mit der Spitze seines Schuhs immer wieder an den Stein. Dann seufzte er einmal, machte kehrt und ging auf den Hauptweg zurück. Langsam näherte er sich der Stätte seiner Beschämung. Plötzlich machte er halt und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Vor dem Hause stand ein Baum und zwei Knaben bemühten sich, seine Früchte zu schütteln.

Langsam schritt Choni voran. Er wagte nicht, auf den Baum zu schauen, welcher Art Früchte er wohl trage, noch die Knaben anzusprechen, die ihn schüttelten. Seine Augen gingen geradeaus, er hörte, wie der kleinere Knabe weinerlich zum größeren sagte: „Gib mir auch etwas Johannisbrot!“, und kam sich mit einem Male sehr alt vor.

Jetzt ging es den Dorfhügel hinan, von dem aus er oft über die Felder seiner Heimat geschaut hatte, und er wusste nun genau, dass er in wenigen Augenblicken zu Hause sein würde. Oben angelangt, drehte er sich um und sah das Land herrlich im Abendglanze vor sich liegen. Aber er hatte keine Freude daran, beinahe fremd kam ihm alles vor. Für einen Augenblick suchte er mit den Augen die Eselherde zu entdecken, die er unten im Tale gelassen hatte. Er fand sie nicht, irgendein Hügel oder Busch mochte sie seinen Augen ent-rücken. Er atmete schwer.

Choni musste sich ausruhen und setzte sich auf einen Stein. Seine Stirn war feucht, es war aber auch ein heißer Tag gewesen, und keine Wolke stand am Himmel. Am liebsten wäre er hier sitzengeblieben und nie wieder aufgestanden. So saß er, bis die Sonne hinunter und die erste Dämmerung gekommen war. Da sprangen plötzlich einige Kinder an ihm vorüber, die „Schabbath! Schabbath!“ riefen und anscheinend zum Bethaus eilten, das nicht fern am Wege lag.

So war also der Sabbat gekommen. Choni stand auf und kam sich als fremder Bettler vor, als er, den Kindern nachfolgend, das Bethaus betrat, wo sich die Juden seiner Heimat versammelt hatten. Er stellte sich mit gesenkten Augen in die letzte Reihe der Betenden, wartend und beinahe schon hoffnungslos, ob ihn jemand erkennen würde. Als er aber endlich selbst die Augen aufschlug, fing er zu zittern an und musste sich an seinem Betständer halten: Keinen Menschen kannte er in diesem Hause. Ein anderes Geschlecht betete hier als an dem letzten Tage, da er hier im Kreise seiner Brüder gestanden hatte. Choni bewegte betend seine Lippen, und Tränen füllten seine Augen. Es dauerte nicht lange, so drehten sich die Leute nach dem frommen Manne um, der so ergriffen von seinem Gebete war. Als Choni bemerkte, dass er der Gegenstand der Aufmerksamkeit wurde, beherrschte er sich und wandte sich an seinen Nachbarn, einen älteren Mann von gewöhnlichem Aussehen, mit der Frage: „Lebt Choni Ham'agel noch?“ — „Lange tot!“ sagte kurz der Mann

und brummelte weiter sein Beten. Choni stand lange stumm. Der Nachbar hatte den Frager längst vergessen, als er neben sich die leisen brüchigen Worte hörte: „Ich glaube, er lebt noch.“ Da er überrascht zur Seite sah, war der Fremde schon aufgestanden und ging gerade zur Tür hinaus.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden, aber in den Häusern war es hell. Die Sabbatlichter brannten schon auf den gedeckten Tischen, und die Hausfrauen waren gerade dabei, die Fensterläden zu schließen. Drüben stand sein eigenes Haus, und Choni schlich um seine Mauern herum wie ein Dieb. Da öffnete sich ein Fenster, und eine Frau, die er nicht kannte, schaute heraus, offenbar, um nach Mann und Kindern zu sehen, die wohl gleich aus dem Bethaus kommen mussten. Sie fuhr zurück, als sie den fremden alten Mann vor dem Hause stehen sah.

„Erschreckt nicht, Frau“, sagte Choni leise, „ich bin ein Fremder, der vor Jahren einmal hier war und noch Chonis Sohn gekannt hat. Lebt er noch?“

„Nein, fremder Mann, er starb vor zehn Jahren, und ich bin die Frau von Chonis ältestem Enkelsohn. Dort kommt er mit unseren Kindern gerade aus dem Bethaus heraus. Wenn es dir recht ist, tritt ein in unser Haus und sei unser Gast und feiere den Sabbat mit uns, wie es der Brauch ist!“

In diesem Augenblick kam ein stattlicher Mann inmitten einer Kinderschar den Weg herauf, Knaben und Mädchen, die fröhlich neben ihrem Vater schritten. Sie begrüßten den Fremdling, führten ihn ins Haus, setzten ihn obenan neben den Vater und ehrten ihn sehr, wie es bei Juden Sitte ist. Da fingen sie denn alle an, den Sabbat zu weihen, sie tranken den Wein, sie brachen das Brot und freuten sich sehr beim Mahle. In Chonis Herzen aber wühlte es gewaltig, als er die Schar seiner Nachkommen um sich sah, und keiner ihn erkannte.

Das Mahl war zu Ende, und sie begannen zu singen. Ein Lied nach dem anderen erscholl, aber allmählich wich die Fröhlichkeit, denn allen fiel auf, dass der Fremdling schwieg und traurig war. Als aber am Ende die Kinder mit ihren hellen Stimmen einsetzten:

„Stufenlied! Als Gott die Gefangenen Zions tät lösen.  
Da war's uns wie ein Traum gewesen —“

erschranken alle heftig. Da begann nämlich plötzlich der Tisch zu zittern, die Teller rückten, die Becher klirrten und als man zusah, merkte man, dass es von dem Fremden herkam, der sich am Tische festhielt und am ganzen Leibe zitterte.

„Was ist dir, Fremdling?“ fragte der Hausherr. Choni ließ den Tisch los, und es wurde still in der Stube.

„Darf ich eine Frage tun?“ fragte er leise.

„Frag nur, mein Freund!“

„Kann ein Mensch wohl siebzig Jahre schlafen?“

„Wie merkwürdig ist diese Frage!“ sagte kopfschüttelnd der Hausherr.

„Und doch“, fuhr Choni fort, „doch singen wir alle -“ und nun begann er mit einer Stimme zu singen und sprechen, die leise, ja, fast unirdisch klang:

..Als Gott die Gefangenen Zions tät lösen.  
Da war's uns wie ein Traum gewesen — :

siebzig Jahre waren sie damals in Babel gefangen, und haben sie siebzig Jahre geträumt, so haben sie siebzig Jahre geschlafen.“

Alle blickten auf den alten Mann, der, als er so sprach und sang, noch einmal so alt geworden schien. Er aber fuhr fort und kehrte im selben Tonfall zurück zu seiner Frage:

„Und also frage ich noch einmal: Kann ein Mensch wohl siebzig Jahre schlafen?“

„Nein!“ sagte der Hausherr.

„Doch!“ sagte Choni: „Ich habe es selber nicht geglaubt, hab Menschen verlacht darum und Menschen gekränkt, bis ich es an mir selbst erfuhr. Ich bin ein Mensch, der siebzig Jahre schlief. Ich bin Choni, meine teuren Kinder!“

Diese Worte Chonis riefen eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Die Hausmutter schrie auf und riss all ihre Kinder an sich, die großen von ihnen starrten mit aufgerissenen Augen auf den Sprecher, die kleinen, die nicht wussten, was los war, fingen zu weinen an. Der Vater war aufgestanden und einen Schritt rückwärts zur Wand getreten. Er schaute mit finsternen Augen auf Choni wie auf einen Räuber, der in sein Haus eingebrochen war. Keiner saß mehr am Tisch, nur der alte Choni saß noch auf seinem Platze und wiederholte tonlos:

„Doch - doch - doch!“ und bei jedem Doch nickte er mit dem Kopfe. —

„Hole den Rabbi, Mann, hole den Rabbi!“ rief die Frau in Erregung, indem sie gleichzeitig die verängsteten Kinder zur Tür hinausstieß und selber ihnen folgte, so dass Choni mit seinem Enkelsohn allein blieb.

„Sei ruhig, alter Mann“, sagte dieser, indem er ruhiger wurde, „es geschieht dir nichts. Aber deine Rede ist wirr. Wir werden dir im Bethaus für die Nacht ein Lager bereiten.“

Damit ging er aus dem Haus, um den Rabbi zu holen, und ließ den alten Choni allein am Tisch zurück. Da saß er denn einsam zwischen Brocken von Brot, halbleeren Bechern und allerhand Resten, und Tränen rannen ihm in den Bart, weil ihn die Seinen nicht erkennen wollten. —

Der Rabbi kam und kam wie ein Arzt zu einem Kranken. Er war ein noch junger Mann, bei dem die Wissbegier noch größer war als die Weisheit. Er sprach von Choni Ham'agel, dessen Name im Lande noch nicht vergessen war, und begann, den Alten mit Genauigkeit auszufragen. Aber er bekam nur einsilbige Antwort, denn der Mann, der da allein vor ihm am Tische saß, war alt und müde und wiederholte nur immer dieselben Worte: „— und ich bin es doch!“

Ganz zuletzt sprach er einmal ein längeres Wort, und das war, als der junge Rabbi ihn allzusehr bedrängte. Da holte der Alte tief Atem und seufzte: „Ich könnte Euch als Beweis die Früchte meines siebzigjährigen Schlafes zeigen: Eine ganze Eselherde!“ Dieses Wort entschied. Der Rabbi wandte sich zum Hausherrn und sagte leise, indem er mit den Schultern zuckte: „Die Sonne hat ihn gestochen. Kein Wunder, brennt sie doch seit dreißig Tagen auf unser Land. Wäre er wirklich Choni Ham'agel, so hätte er uns längst einen Regen gemacht.“

Damit ging er. Der Hausherr aber nahm den alten Choni sorglich am Arme, führte ihn ins Bethaus und bettete ihn auf ein schönes und sauberes Lager, das man dort für ihn hergerichtet hatte. Stellte ihm einen Becher voll Wein, ein Weißbrot und eine Kerze ans Bett und deckte ihn schließlich selbst und beinahe mit Zärtlichkeit zu. Aber dass es sein Großvater war, dem er solches tat, merkte er nicht.

Kaum dass er hinaus war und sich nach Hause begeben hatte, erhob sich Choni und verließ das Bethaus. Draußen war alles still, der Vollmond schien und die Nacht war voll Duft und Schwüle. Choni schritt langsam und gebeugt durch die schlafenden Häuser, hin und wieder knurrte ein wachsamer Hund ihn an, auch tönte hier und da ein fernes Bellen dem uralten Wanderer nach. Er kam bald hinaus auf die Felder und schließlich an den Ort, wo er das Leit-tier seiner Herde an den Orangenbaum gebunden hatte. Die ganze Herde war noch da. Die Tiere standen oder lagen in gedrängtem Haufen und schliefen. Manches rupfte traumverloren am verdorrten Grase. Alle sahen verdurstet aus, und ihre Leiber atmeten einen schweren Dunst.

Choni band den Esel los und bestieg ihn. Als bald erhoben sich alle Tiere und folgten zahm ihrem Herrn. Der Ritt ging nicht weit, nur auf einen kahlen Hügel hinauf, von dem man das Dorf und die Felder übersehen konnte. Oben angelangt, stieg Choni Ham'agel ab, drängte sanft mit seinem Stecken die Tiere zurück und zog dann einen großen Kreis auf der Erde. Wie durch einen dunklen Zauber angezogen und hingebannt, stellten sich die Tiere um den Kreis herum und blieben stehen.

Jetzt trat Choni selber mitten in den Kreis und die Stille der Mondnacht wurde noch stiller, als er nun seine beiden Arme zum Himmel hob, dass die weiten Ärmel seines zerschissenen Gewandes zurückfielen und die dünnen Knochen sichtbar wurden: Choni betete.

„Herr der Welt! Dein Volk Israel schläft, aber deine Wildesel wachen und schauen auf mich. Sie sehen mich an, als wenn ich dein Sohn wäre. Sie haben einen ganzen Tag kein Wasser gehabt, und es dürstet sie sehr. So gib ihnen Regen und gib auch mir, wonach mich dürstet, Herr der Welt!“

Kaum hatte er so geredet, da fuhr ein Windstoß über die Erde, der Mond hüllte sich in Wolken, und ein ferner Donner wurde vernehmbar. Die Wildesel wurden unruhig und drängten sich noch mehr zusammen, aber den Kreis des Kreisziehers überschritten sie nicht.

Da erhob Choni Ham'agel zum zweiten Male seine dünnen Arme und sprach: „Herr der Welt! Dein Volk Israel und mein Enkelsohn schlafen, aber deine Bäume schauen auf mich. Sie sehen mich an, als wenn ich dein Sohn wäre. Es schaut auf mich der Johannisbrotbaum, der dreißig Tage kein Wasser trank. So lass auf ihn regnen, dass er sich sättige und den Kindeskindern noch gebe von seiner Frucht. Und gib auch mir, wonach mich dürstet, Herr der Welt!“

Nach diesen Worten verfinsterte sich der ganze Himmel, bald fing es zu tropfen an, die Esel wurden wild und stampften die Erde, ihre Nüstern stießen in die Luft, ihre Ohren schlugen, aber alle blieben bei ihrem Herrn. Jetzt goss es in Strömen, die Blitze zuckten, der Donner schlug, die Esel tranken das Wasser aus der Luft. Choni aber schrie zum dritten Male zum Himmel empor:

„Herr der Welt! Dein Volk Israel ist aufgewacht, sie haben die Fenster aufgetan und schauen in die Nacht hinaus und freuen sich des Regens und denken an Choni Ham'agel, der ihnen Regen gemacht vor siebzig Jahren. Herr der Welt, der alte Choni hat schwer gesündigt! Wenn er vor dich tritt, so werden ein Johannisbrotbaum und ein weißer Esel ihn verklagen! Aber er weiß, du erfüllst ihm jegliche Bitte: So gib ihm jetzt, wonach ihn dürstet, Herr der Welt!“

Dann sank er hin, und die Wildesel drängten sich gewaltig um ihn. — —  
„Frau! Frau!“ rief der Hausherr mitten in der Nacht: „Wach auf, es regnet!“

Alles wachte im Hause auf, man tat die Fenster auf, man öffnete die Ställe und ließ das Vieh heraus, es war ein Freudenschrei durch die Nacht, ein Brüllen, Blöken, Rufen, Jubeln in Dorf und Feld, dass der langersehnte Regen endlich gekommen war. Aber der Hausherr war sehr unruhig und lief umher, und die Frau fragte ihn, was er denn habe.

„Ich muss zum Bethaus hinüber und nach dem Alten sehen!“ Mitten im Regen lief er davon und kam totenbleich wieder: „Der Alte ist fort, jetzt muss ich zum Rabbi gehen!“

Der Rabbi war schon wach, war aber keineswegs so unruhig wie Chonis Enkelsohn. „Wir müssen ihn suchen, Rabbi!“ rief dieser und hatte dabei verzweifelte Tränen in den Augen. „Ich muss ihn suchen, sonst habe ich keine Ruhe mehr im Leben!“

Der Rabbi begriff nicht, was der Hausherr meinte, aber als er ihn so verzweifelt sah, folgte er ihm, und nun machte sich Chonis ganzes Haus, der Mann, die Frau, das Gesinde und selbst die verschlafenen Kinder auf, den verlorenen Alten zu suchen. Alle Nachbarn, ja, das ganze Dorf folgte ihnen, und wenn sie auch nicht begriffen, worum es ging, so hatte doch die tagelange Sonnenglut sie so erregt gemacht und der plötzliche Regen sie, so erschüttert, dass sie selbst das Ungewöhnliche zu tun mehr als bereit waren.

Sie fanden den alten Mann oben auf dem Hügel tot in seinem Kreise liegen und hunderte wilder Esel um ihn her. „Mein Vater, mein Vater! Wagen Israels und seine Reiter!“\* schrie der Enkelsohn, der ihn zuerst erkannte. Der Rabbi stand stumm.

Sie hoben ihn auf und trugen ihn heim. Als sie seinen Leichnam berührten, stoben die Wildesel auseinander und flohen in die Nacht hinaus. Am nächsten Tage begruben sie ihn, und der Regen rauschte auf sein Grab. Es war ein guter Regen, nicht zu viel und nicht zu wenig, sondern so, wie das Land ihn brauchte. Und wie es genug war, hörte es zu regnen auf, und damit schließt auch unsere Geschichte.

---

\* II Könige 2, 12

# Erich und Manuel

Eine Marranengeschichte

Von *Emil Bernhard Cohn*

Die „Gargantua“, das große Schiff der portugiesischen San Jago-Linie, hatte eine Sturmacht hinter sich. Nach der schweren See im Golf von Biskaya hatte sie die Höhe von Kap Finisterre erreicht und fuhr jetzt bei heller Morgensonne auf einer mächtigen Dünung die spanische Küste entlang, um noch vor Abend Oporto zu erreichen. Die Passagiere, die fast alle seekrank gewesen waren, lagen noch in ihren Kabinen, nur der jüngste Passagier der dritten Klasse, Erich Gordon, stand eingehüllt in eine Ölhaut, die er sich von einem Matrosen geliehen hatte, ganz vorn am Bug des Schiffes, hielt sich stark an der Reling fest und hatte seine wahre Lust am Auf und Ab der weithin wallenden Dünung, die von der „Gargantua“ mit fliegender Kraft durchschnitten wurde und die so durchaus seiner eigenen augenblicklichen Stimmung entsprach. Auch der nächtliche Sturm hatte dem siebzehnjährigen Jungen nichts anhaben können, jetzt erlebte er den Rest vom Sturm, und sein aufgeregtes Herz fuhr gleichzeitig auf der Dünung der erregenden Erlebnisse, infolge deren er Deutschland verlassen hatte. Wie er dastand, der stattliche, gebräunte Junge, und die Gischt des Meeres ihm in die dunklen Augen wehte, dass er mit dem Handrücken die Nässe vom Geeicht strich, jagten die Bilder der letzten Tage mächtig durch seine Seele. Wie herrlich war der Abschiedstag in den Wäldern von Potsdam gewesen, wo er, der Führer einer jüdischen Jugendgruppe, zum letzten Male mit seinen Jungen und Mädels zusammen gewesen war. Jetzt tönte ihm im Stampfen des Schiffes und im Schnittschaum der „Gargantua“ der Jugendsang seines Bundes mit, der damals zum letzten Mal auf deutschem Boden für ihn erklungen war:

„Jah, chaj li li ha amali!  
Jah, chaj li li ha amali! . . .  
Uru achaj, al tanumu ... !“

„Ja, es lebt mir, lebt mir meine Arbeit,  
Meine Arbeit lebt mir, lebt mir! ...  
Wacht auf, ihr Brüder, wacht zur Arbeit auf!“

Jener ganze Nachmittag war fast ein einziger Horratanz ihm zu Ehren gewesen, sie hatten sich im Kreise die Arme um ihre Schultern gelegt und in steigender Begeisterung immer brünstiger das herrliche Lied von der Arbeit gesungen, die das Land Israel erlöst. Und als sie sich erschöpft und müde voneinander gelöst hatten, hatten sie sich unter den dürren Kiefern in eine Kuhle gesetzt und eine Abschieds-Sicha\* gehalten, die Theorien des Nationalismus erörtert, die Organisation der Kwuza\*\* besprochen, über das Volk und den Arbeiter disputiert, sich über die Siedlungsformen gestritten und was noch alles: Stundenlang und herrlich war's gewesen! —

Durch diese schöne Erinnerung drängte sich aber auch für Erich das bittere Erlebnis vom Gymnasium vor, jener Streit mit mehreren Mitschülern,

der ihn zum sofortigen Abgang von der Schule veranlasst hatte. An jenem Tage hatte der Primaner Erich Gordon seine Sachen genommen, war nach Hause gegangen und hatte seinem Vater, dem bekannten Berliner Arzte, erklärt, dass er die Schule nicht mehr betreten würde. Darob Aufregung im Hause, Kämpfe mit den Eltern und mit den Verwandten, die dazugelaufen kamen. Aber er war der Stärkere geblieben, — oh, er war jung und hier auf dem Meere fühlte er, wie jung er war! Der Vater wollte ihn sofort mit einem „Kapitalisten-Visum“ nach Palästina schicken, aber Erich war ein Idealist, er wollte das Land der Väter nur als Arbeiter betreten, er hatte genug vom Gymnasium, genug vom bürgerlichen Elternhaus, genug vom Kapitalismus, genug von Europa. So war es schließlich dabeigeblichen, dass er zunächst zu seinem älteren Bruder nach Oporto gehen sollte, der dort bereits in einem Exporthaus eine Volontärstelle gefunden hatte und vor acht Tagen schrieb, dass der Jüngere in einer Autoschlosserei als Lehrling unterkommen könnte. Jetzt stand Erich Gordon in seiner gelben Ölhaut an der Reling der „Gargantua“, das Meer sank und hob sich vor seinen Augen, die Brise stand steif auf seinen Wangen, und umbraust und überspritzt sang er zum stampfenden Takte der Maschinen das Lied seiner Arbeit ins sonnige Meer hinaus:

„Jah, chaj li li ha amali!  
 Jah, chaj li li ha amali!“

\* Sicha = Sitzung. \*\* Kwuza ist eine Arbeitergenossenschaft auf kollektivistischer Grundlage.

## Jah chaj li li

Marschlied

Jah chaj li li, hah, a - ma - li!

Jah chaj li li, hah, a - ma - li!

Jah chaj li li, hah, a - ma - li! U - ru, a - chaj

al ta - nu - mu, la - awo - dat - chem a - na ku - mu!

## Jah chaj li li

1. Erwachet. Brüder, schlafet nicht, zu eurer Arbeit stehet auf!
2. Die Welt gründet sich auf Arbeit; jubelt, singet ein Dankeslied.
3. Nur Arbeit bedeutet unser ganzes Leben, von allem Leid befreit sie uns.
4. Dem Körper mehrt sie Kraft und Stärke, dem Kopf geraden Sinn und Hirn.
5. Sie gibt Tau vom Himmel und Leckerbissen, Brot zu essen und einen Rock zum Kleide.
6. Darum, Brüder, schlafet nicht, zu eurer Arbeit stehet auf!

*Aus dem Makkabi-Liederbuch (Jüdischer Verlag, Berlin)*

---

Am Abend lief die „Gargantua“ pünktlich im Hafen von Oporto ein, Bruder Ernst nahm Erich in Empfang, und bereits am nächsten Morgen sprang er mitten ins neue Leben hinein. Früh um neun stand er vor seinem Lehrherrn Senor Almayos und radebrechte sein bisschen Portugiesisch, das er sich in den letzten Wochen angeeignet hatte. Dem Chef genügte es. Er prüfte den kräftigen Jungen von oben bis unten, lächelte wohlwollend, dann ließ er ihn die Werkstatt aufräumen. Erich packte zu, als gälte es, Bäume auszureißen, oder richtiger, als gälte es, Geröll vom palästinensischen Acker zu schmeißen. Es war der wilde Eifer des neuen Lebens, der ihn erfüllte, und den der Gedanke an Erez Israel noch beflügelte. Senor Almayos gefiel's.

Die Werkstatt war nur klein. Umso mehr würde er lernen, hatte Bruder Ernst gemeint. Senor Almayos war ein untersetzter Mann mit breiten Schultern, breitlächelndem Mund und kurzen, etwas gebogenen Beinen, die seinen Gang etwas wiegend machten. Er trug stets denselben ölbefleckten, weißen Arbeitskittel, der ihm bei seiner Kürze fast bis auf die Knöchel reichte. Alles in allem ein wohlwollender Mann, der Erich gefiel. Außerdem war nur noch ein junger Mensch in der Werkstatt, ungefähr gleichen Alters mit Erich, den sie Manuel riefen, und der im Gegensatz zu Erich übermäßig schlank und schwächling war. Er hatte ein längliches Gesicht mit schmaler Stirn und schönen dunklen Augen, vor allem aber fielen Erich seine Hände auf, die fein wie die Hände einer Frau waren. Erich fragte sich einen Augenblick, wie wohl solche Hände so schwere Arbeit verrichten könnten, wurde aber bald eines Besseren belehrt. Denn Manuel war gewandt, arbeitete still und schweigsam seinen tüchtigen Tag und genoss in hohem Maße das Vertrauen seines Herrn.

Die ersten Tage war die Verständigung schwer, aber da zwischen arbeitenden Menschen die Arbeit immer noch das beste Verständigungsmittel ist, so verstanden sich Erich und Manuel bald. Ob nun Erich Manuel einen Hammer zuwarf oder Manuel Erich einen Handgriff zeigte, oder beide nebeneinander unter einem Auto lagen, um Schrauben zu lösen oder anzuziehen, das „*Bons dias*“ (Guten Tag) oder „*Muito obrigado*“ (Danke sehr), das sie sich zuriefen, genügte zunächst vollkommen, um jene Verständigung herbeizuführen, die nötig war. Dabei waren sie beide jung, und Jugend ist eine gute Brücke, die die Herzen leichter verbindet als das zähere Alter. Dazu kam noch ein anderes: In dem Augenblick, als Erich das Schiff verlassen hatte und die Menschen des neuen Landes über den Hafendamm laufen sah, hatte er mit einer Erleichterung, die ihm selbst komisch vorkam, festgestellt, wie gut er mit seinen



schwarzen Haaren und Augen unter diese Menschen passte. Und wäre ihm noch vor zehn Tagen Manuel in Berlin auf der Straße begegnet, er hätte ihn wahrhaftig für einen Juden gehalten. Aber er war keiner. Denn Manuel trug nicht nur an seiner rechten Hand einen auffallenden Ring aus Silberdraht mit einem Kreuzchen aus Rubinen darauf, sondern es fielen auch aus seinem Arbeitsbuch und seinen Papieren, die er manchmal aus der Jacke holte, allerhand Heiligenbildchen, durchsichtige in rot und blau und grau, die man gegen die Sonne halten konnte und die wohl irgendein frommer Priester und Abbate seinem Zögling geschenkt haben mochte.

Manuel gefiel Erich vom ersten Tage an, und es schien auch umgekehrt so zu sein, dass Erich in hohem Maße das Interesse Manuels erweckte. Schließlich waren es ja zwei einander ganz ferne Welten, die sich in den beiden jungen Menschen begegneten, und wenn man's mit klaren Augen betrachtete, mochte das Schicksal des Berliner Arztsohnes, der so plötzlich in diese fremde Arbeitsstätte verschlagen worden war, mindestens so interessant sein wie das Schicksal des jungen Manuel Vaz, der von „*traz os montes*“ kam, d. h. aus den rauhen Bergen von der asturischen Grenze, wo sein Vater in einem Dorf zwischen den Felsen ein armer Schuster war. Kurzum, sie gefielen sich und arbeiteten gut miteinander. Im Übrigen dachte Erich ununterbrochen an Erez Israel, alle Arbeit hatte für ihn nur Sinn als Vorbereitung für jenes große und endgültige Leben, das drüben im Lande der Väter seiner wartete. Er war ein intensiver junger Mensch, der abends, wenn er abgearbeitet mit schmerzenden Knochen nach Hause kam, noch Zeit und Leidenschaft genug hatte, mit seinem Bruder Ernst — der sehr diesseitig gerichtet und daher kritisch war — die Diskussionen seines Berliner Bundes fortzusetzen, sich zu erregen, zu erzürnen, zu erschöpfen in jenen uferlosen Disputen über „Gott und die Welt“, vor allem über die Arbeit, die Arbeit, die das Land erlösen sollte: „*Jah, chaj li li ha amali!*“

---

Die Zeit verstrich Erich im Fluge. Er arbeitete manchmal wie toll. Senor Almayos lachte breit, wobei nicht ohne weiteres klar war, ob er sich des Nutzens freute, den ihm der Fleiß und die Unermüdlichkeit des jungen „Alemaos“ brachte, oder ob er sich ein bisschen lustig über ihn machte, wo er selbst doch nie vor zehn Uhr in der Werkstatt erschien und, wie alle Südländer, sein gemütliches Lehen nicht um allen Gewinn der Welt zu tauschen bereit war. Hätte Senor Almayos freilich gewusst, was für Bilder im Herzen des leidenschaftlichen Jungen lebendig waren und was die fremdartigen Worte bedeuteten, die er da beim Hämmern immer vor sich hinsang, er hätte vielleicht zu lachen aufgehört. Denn sein Wohlwollen für den jungen Juden aus Deutschland wuchs von Tag zu Tag, und er sah es gern, dass die beiden Jungen seiner Werkstatt sich so gut verstanden.

Eines kränkte Erich: er war jetzt bereits zehn Wochen im Lande und hatte nach seiner intensiven Art Manuel seine ganze Lebensgeschichte erzählt, ihn in alle Hoffnungen und Ziele eingeweiht, die seine Jugend bewegten, ihm von Zion erzählt, vom Lande und von der Sehnsucht des Judenvolkes heimzukehren. Manuel hatte alles angehört, sehr aufmerksam sogar, denn er konnte gut zuhören, und sein Lächeln wie sein Ernst hatten die gleiche Tiefe des mitanhörenden und miterlebenden Herzens — sich selbst aber hatte er nicht er-

schlossen, sondern blieb dem Freunde fürs erste ein Geheimnis. Das quälte Erich zeitweise, da er aber immer sehr mit sich selbst beschäftigt war, vergaß er es auch wieder, waren doch nicht alle Menschen gleich, und da Erich gern redete und Manuel gern hörte, mochten beide wohl auf ihre Kosten kommen.

Eines Tages aber gab es doch etwas Neues und für Erich Erschütterndes. Beide Freunde waren sich so nahegekommen, dass sie sich öfters in ihren Wohnungen abzuholen begannen, um gemeinsame Abendstunden auch außerhalb ihrer Arbeitsstätte zu verbringen. So war Erich eines Tages die enge Stiege zu der Dachkammer hinaufgeklettert, in der Manuel bei einer armen Wirtin sein bescheidenes Logis hatte. Da Manuel für einen Augenblick in die Nachbarschaft gegangen war, ließ ihn die Wirtin in Manuels Kammer warten. Durch das schmale Fenster zwischen dem abgeschrägten Dach konnte man über die Dächer Oportos nach den fernen Bergen schauen, auch tief hinab in die Höfe, wo von Fenster zu Fenster Wäscheleinen gingen, und Hemden und Hosen nebeneinander in der Sonne trockneten. In der Kammer stand ein Bett, ein Tisch, ein Gestell mit einer Waschschüssel und eine stark ramponierte Kommode. Was aber Erich besonders auffiel, waren wieder die Heiligenbildchen an der Wand, vor deren einem gerade ein Flämmchen brannte. Es war der San Tobias, der dort abgebildet war. Erich fiel der jüdische Name dieses Heiligen auf, der ihm noch nie begegnet war. Er ging mit dem Gesicht ganz nah heran, schüttelte in Gedanken an seinen Freund den Kopf, dann nahm er plötzlich wie verloren das bescheidene, ziemlich grell kolorierte Bild von der Wand und, ohne sich etwas dabei zu denken, drehte er es um und — verspürte im Moment einen tiefen Stich in seinem Herzen, aus dem alsbald ein brennendes Herzweh quoll, das nah daran war, ihm die Tränen in die Augen zu treiben. Hinten stand nämlich mit Druckbuchstaben in roter, jetzt aber schon verblichener Farbe gemalt: „O ADONAI ZEBAOth, GRANDE DEUS DE ISRAEL“.

Im selben Augenblick hörte er Manuel kommen, schnell hängte er das Bildchen an seine Stelle, er eilte zur Tür, öffnete sie, um einen Verdacht nicht aufkommen zu lassen, selbst und begrüßte mit lautem Rufe den Freund. Sein Herz strömte über, aber er war klug genug, zu wissen, dass er sich gerade jetzt beherrschen musste und nichts, nichts wissen durfte von dem Geheimnis, das sich ihm eben enthüllt hatte.

Erich wusste, wer die Marranen waren, jene Juden, die man vier Jahre nach der spanischen Vertreibung in Portugal gezwungen hatte, das Kreuz zu nehmen. Er wusste, dass sie hoch oben in den Bergen von Portugal ganze Dörfer hatten, wohin sie sich damals — 1496 — zurückgezogen hatten, um dem Arm der Inquisition zu entrinnen. Und die Kirche hatte sie dort oben in Ruhe gelassen, ja, ihnen sogar einige Jahre Schonzeit gewährt, damit sie sich, da sie ja Angstchristen waren, an den neuen Glauben gewöhnen konnten. Aber gerade diese Schonzeit hatte ihnen dazu gedient, ihren echten Glauben mit Kreuzen, Rosenkränzen und Heiligenbildern zu tarnen, ihre Neugemeinden zu verfestigen, Dörfer zu bilden, in die kein Altchrist und Portugiese hineinschauen durfte, und dort lebten sie jetzt seit nahezu fünfhundert Jahren und hatten ihr Judentum seitdem nicht vergessen. Aber dass Manuel, Manuel selbst ... Erich war erschüttert. Er wollte heute mit Manuel den Abend in irgendeinem Kino verbringen, jetzt erfand er stotternd einen Vorwand, eine Verhinderung, stürzte

allein auf die Straße und lief stundenlang bis in die späte Nacht mit sich selber herum, aufgewühlt und ratlos, wie er das Geheimnis weiter ertragen sollte.

Als Erich am nächsten Morgen erwachte, merkte er sofort, dass der Zustand, in den er durch seine Entdeckung geraten war, in seiner Einmaligkeit zwar beglückend, auf die Dauer aber unerträglich werden würde. Sein Herz begrüßte mit einem Strom von Zärtlichkeit den neugewonnenen Bruder vom jüdischen Stamme, dem er am liebsten sofort um den Hals gefallen wäre. Aber er musste zunächst schweigen, das wusste er genau. Denn wenn er auch in Deutschland schon vieles von diesen Marranen gehört hatte, auch von der noch jungen Bewegung ihrer Heimkehr zum Judentum, erst hier in Oporto waren sie in seine nächste Nähe gerückt. Hier hatte er aber auch erfahren, welche eine Mauer von Ängstlichkeit, Scheu und Lähmung der Gefühle das Geheimnis ihrer Gemeinden vor allem in den entlegenen Dörfern umgab. Und aus einem solchen Gebirgsdorfe hoch oben „*troz os montes*“, d. h. in den Ausläufern der asturischen Berge, stammte Manuel.

„Ich muss warten, bis er redet, und muss sehen, dass ich ihn zum Reden bringe!“ So ungefähr sah es jetzt im Innern des siebzehnjährigen Erich Gordon aus. Dabei muss man sich vor Augen halten, welchen gewaltigen Eindruck die Ereignisse in der Heimat auf ihn gemacht, und wie sehr sie seine Seele im Innersten aufgelockert und erregbar gemacht hatten. Diese Seele strömte jetzt wie ein Sturzbach dem jungen, blassen, hochgewachsenen Marranen zu, der so wunderbar zuzuhören verstand — jetzt erst fiel es Erich richtig auf —, wenn er vom Lande Israel zu reden begann.

Und Erich saß in der Werkstatt mit ihm, oft stundenlang allein gelassen von Senor Almayos, der draußen zu tun hatte, hantierte mit Hammer, Zange, Schraube, Feile, Öl, Benzin, reichte zu und ließ sich zureichen, und erzählte dabei von seinen Lebensplänen nach dem Land Israel hinüber und von allem, was ihn über sein Persönliches hinaus an Theorien bewegte: vom Nationalismus, dem Aufbau des Landes, der neuen Gesellschaftsordnung, dem Arbeiter und der Arbeit, der Kwuza mit ihrem Gemeineigentum und was noch alles. Ein Jahr wollte er hierbleiben, ein Jahr wollte er es aushalten in Portugal, aber keinen Tag länger, denn drüben wartete das Land auf ihn, ganz allein auf ihn, das Land konnte nicht länger auf ihn warten, und er nicht länger auf das Land, denn die Erlösung läge im Lande vergraben, und er wollte den Spaten nehmen und mit seiner jungen Kraft die Erlösung ausgraben aus der Tiefe des steinigen Landes, er wollte arbeiten, er wollte schwitzen, er wollte nicht ruhen und nicht rasten, bis er sie ausgegraben hätte — Schulter an Schulter mit seinen Brüdern — die Erlösung — hörst du, Manuel? — —

Manuel hörte, und manchmal schien es Erich, als wenn plötzlich in diesen dunklen, verschlossenen Augen ein kleines Licht aufglomm, um freilich gleich darauf wieder zu verlöschen. Aber das befreiende Wort, das Erich erwartete, kam nicht. Manuel blieb immer der Gleiche. Wenn abends beim „Ave“ die nahe Klosterglocke zu läuten begann, legte er den Hammer ganz leise hin, bekreuzte sich und betete, wie es sich für einen Christen gehört. Die Heiligenbildchen fielen weiter aus seinem Arbeitsbuch. Die fremde Welt — das sah Erich — war stark in ihm, die vierhundert Jahre, die der junge Marrane hinter sich hatte, ließen ihn nicht los. Aber zu Hause lehnte San Tobias mit dem Rücken an der

Kalkwand und flüsterte bleich: „O ADONAI ZEBATH, GRANDE DEUS DE ISRAEL!“

Wochen gingen so dahin. Erich breitete sein Herz vor Manuel aus, beobachtete ihn ununterbrochen mit seinen werbenden Augen, und in den glühenden Worten seiner knabenhaften Begeisterung für das Land und die Idee schien sich das ganze heilige Herz Israels vor Manuel auszubreiten. Sogar die kalte Theorie, die nationale Idee, die Lehre von der Gesellschaftsordnung erwärmte und durchglühte sich auf den brennenden Lippen des begeisterten Jungen. Und wenn er gar anfing zu singen: „*Jah, chaj li li ha amali* —“ und Manuel den Tanz der Horra zeigte, dann dröhnten die Wände der portugiesischen Werkstatt von Tönen, die sie in all ihren Jahren nicht gehört hatte. Aus allem aber bettelte es, ohne dass Erich sich immer dessen bewusst war: „Rede, Manuel, rede und bekenne dich!“ — Manuel bekannte sich nicht.

Eines Tages aber kam es doch, und das kam so: Alle vier Wochen pflegte Manuel Vaz zu seinen Eltern in die Berge zu fahren. Er bekam dann von Senor Almayoe für zwei bis drei Tage Urlaub, pflegte am Freitag fortzufahren und Montag mittag wieder da zu sein. In diesen Tagen war Erich mit sich allein und hatte Gelegenheit, über sich nachzudenken und etwas zur Besinnung zu kommen. Seit er Manuel hatte, kümmerte er sich wenig um Bruder Ernst, so dass der schon beinahe beleidigt war. Er konnte allerdings nicht wissen, womit die Einbildungskraft des „kleinen“ Bruders tagaus, tagein beschäftigt war, umso weniger, als Erich seit seiner Entdeckung in Manuels Kammer aus der Person des jungen Marranen und aus allem, was ihn betraf, ein Geheimnis gemacht hatte, das er mit brennendem Herzen hütete. So machte er in den Tagen von Manuels Abwesenheit einen ebenfalls abwesenden und zerstreuten Eindruck, Bruder Ernst ärgerte sich, beschwerte sich über ihn in den Briefen nach Berlin und ließ ihn schließlich laufen.

Erich träumte Tag und Nacht von dem Marranendorf in den Bergen und, wenn Manuel am Montag wieder in der Werkstatt erschien, suchte er aus ihm herauszuholen, wie es dort oben sei, wie die Menschen im Dorf lebten, wie die Freunde hießen. Manuel erzählte auch dies und jenes, aber, was Erich erwartete, war es nicht. Und doch hatte er nicht vergeblich geredet und geworben, und es sollte sich bald herausstellen, dass seine Werbung viel weittragender gewesen war, als er sich je hätte träumen lassen.

Fast drei Monate waren vergangen, dreimal war Manuel inzwischen in seinen Bergen gewesen, und das vierte Mal stand vor der Tür, als Erich eines Morgens ans dem Munde Manuels das befreiende Wort vernahm. Sie standen beide in der Werkstatt und arbeiteten jeder schweigend für sich, als Manuel begann:

„Morgen fahre ich wieder“, sagte Manuel kurz.

„Freust du dich?“ fragte Erich.

„Ja!“ antwortete Manuel undurchdringlich.

Dann kam ein Schweigen, das durch das Geräusch des leisen Feilens, mit dem Manuel gerade beschäftigt war, für Erich noch beklemmender wurde. Plötzlich hörte das Feilen auf, die Feile wurde weggelegt, Manuel stand mit dem Rücken gegen Erich und sagte kurz:

„Du sollst mitkommen!“

Es war wie ein Blitzschlag, der Erich durchfuhr, und er merkte sofort, dass hier eine Tür aufgemacht worden war. Die drei eben gesprochenen Worte wirbelten wie toll durch sein Gehirn: „Du sollst mitkommen!“ Was lag alles in dem „Du sollst —!“? — Das war eine Einladung nicht von Manuel, sondern vom Dorf, ein Ruf aus den Bergen war es — um Gottes willen, was steckte alles in diesem: „Du sollst mitkommen!“? Hatte er vielleicht wirklich, indem er zu Manuel sprach, in ein Mikrophon gesprochen, das seine Rede in die Schluchten des Gebirges weitergetragen hatte? Und kam ihm jetzt das Echo zurück aus dem Herzen der Verbannten seines Volkes? Hatte die Kunde von Erez Israel die verklebten Ohren der armen Marranen erreicht, und vielleicht — o Gott, wäre es denkbar! — den eisernen Reifen gesprengt, den vierhundert Jahre des Religionszwanges um ihr Herz gelegt? — —

Erich freute sich unbändig auf den Ausflug, und da diesmal das Pfingstfest mit seinen zwei Tagen gekommen war, auch Senor Almayos von den Gutherzigen war, wurden die beiden jungen Menschen am Freitag entlassen, und die Reise konnte beginnen.

Das Dorf Telho lag im Norden an der spanischen Grenze und war schwer zu erreichen. Man musste mit der Bahn bis Belmonte fahren, von dort konnte man sich noch eine längere Strecke von einem Gefährt mitnehmen lassen, dann aber ging es ganz steil in die Höhe hinauf, auf ziemlich unwegsamen Saumpfaden, die zur Fußwanderung sehr beschwerlich waren. Man pflegte sich deshalb im Tal ein Maultier zu mieten, das einen in zwei Stunden in die Höhe und zum Ziele brachte.

Erich war begeistert. Schon auf der Bahnfahrt nach Belmonte interessierte ihn alles, das Volk und seine Trachten, die an der Bahnstrecke wuchernden Kakteen, die rauhe Landschaft, die immer näher kommenden Berge. Als sie in Belmonte den Zug verließen, fiel Erich auf, dass vor dem dürftigen Bahnhof viele Menschen herumstanden, die alle Manuel zu kennen schienen, denn sie riefen ihm in ihrer fremden Mundart Grüße und Worte zu und drängten sich an ihn heran, um ihm und auch Erich die Hand zu schütteln, der sich auf einmal als Gegenstand einer besonderen Beachtung fühlte, die ihm ein bisschen wunderbar vorkam. Sie gingen durch die Menge hindurch, und da kam auch schon ein Wagen wie hergezaubert auf sie zu, herangeführt von vier bis fünf jungen Leuten und gelenkt von einem schweigsamen Alten. Hineingesetzt, mit der Zunge geschnalzt, das Pferdchen angetrieben, — Erich kam sich wie im Märchen vor. Warum starrten ihn nur die Leute so an? Nach einer Stunde Fahrt glaubte er die Augen der Nachschauenden noch im Rücken zu haben.

Endlich kamen sie an ein Gehöft, und da wartete auch schon das Maultier, das sie beide den Saumpfad in das Dorf Telho hinauftragen sollte. Es war ein starkes Tier mit doppeltem Sattel, das sie bestiegen. Manuel saß vorn und lenkte, Erich hinten auf dem Frauensattel, so dass ihm die Beine links zur Seite fielen. So begann ihnen der Ritt in die Berge, der für Erich so denkwürdig werden sollte. Je höher sie kamen, um so mürrischer wurde die Landschaft, der Pfad immer gerölliger, aber das kluge Tier kannte seinen Weg, vermied, rechts und links tretend, die Steine und Felsblöcke und trug die beiden Reiter, eine Serpentine nach der anderen nehmend, ins immer Höhere, Wildere und Ein-

samere hinauf. Wie arm, dachte Erich, mussten die Menschen sein, die da oben in der Felsenöde hausten, und wie groß musste die Not dereinst gewesen sein, die sie in den Schrecken der Inquisition vor vierhundert Jahren veranlasst hatte, diesen Unterschlupf zu suchen. Der Grenze nah und also nah der Flucht, hatten sich die Marranen angesiedelt, und jetzt hatten sie ihn, den siebzehnjährigen Jungen aus Deutschland gerufen, um ihnen vom Lande Israel zu erzählen. Erich dachte nicht an seine Siebzehnjährigkeit, er ahnte aber auch nicht, was dort oben für ein Erlebnis seiner wartete.

Es wurde nicht viel bei diesem Ritt geredet. Manuel schwieg, Erich sah seinen Rücken vor sich und musste plötzlich daran denken, dass Manuel außer seinem „Du sollst mitkommen!“ immer noch nicht geredet hatte, so dass ihm alles beinahe wie eine geheimnisvolle Entführung vorkam. Außerdem legte sich ihm die Einöde immer mehr um seine Brust. War man anfangs noch alle halbe Stunde an einer verlorenen Wohnstätte vorbeigekommen, einmal auch an einem zerfallenen Turm, hin und wieder auch einem Hirten mit ein paar kümmerlichen Ziegen begegnet, so wurde es jetzt immer einsamer und verschlug dem jungen Menschen, der plötzlich an die Wälder von Potsdam denken musste, völlig die Rede. Hätte der junge Marrane, dessen Rücken er vor sich sah, jetzt gesagt: „Singe mir: *Jah, chaj li li!*“ — er hätte es nicht gekonnt.

Sie waren jetzt auf einem Grat angelangt und sahen den schmalen Pfad vor sich um den Bergkegel herumgeben. Manuel hielt das Tier an und sagte leise: „Steig ab!“ Erich gehorchte, Manuel folgte ihm und zog sein Maultier die letzten Schritte des Pfades hinter sich her. Jetzt hatten sie den Gipfel erreicht. Manuel blieb stehen, hob den Arm und sagte: „Dort!“ —

Erich, der hinter ihm stand, folgte der Richtung des hinausweisenden Armes und sah zuerst gar nichts, dann aber in der Entfernung von etwa anderthalb Kilometern an den brüchigen Karstwänden drüben kalkweiße Flecke, die er alsbald als menschliche Wohnstätten erkannte. Es war das Bergdorf Telho, die Heimat Manuels.

Jetzt hörte er ihn vor sich reden, tonlos und doch mit einem Unterton der Erregung: „Hier wohnen wir Marranen.“

„Manuel!“ schrie Erich. Der Angerufene wandte sich um, da umschlang ihn Erich und fing zu weinen an: „Ich hab es gewusst, Manuel, ich hab es gewusst!“ Er hätte es nicht zu sagen brauchen, denn dass Manuel sich so plötzlich vor ihm als Marrane bekannte, bewies zur Genüge, dass er bei Erich das Wissen bereits vorausgesetzt hatte. Jetzt lagen Erichs Arme um Manuels Hals, Manuel stand aufrecht und stumm, aber die Tränen, die langsam auch in seine Augen traten, wiesen auf eine noch viel stärkere Erregung hin, als sie in Erich zum Ausbruch kam.

„Komm!“ sagte Manuel leise und ging voran. Das Maultier trottete hinterher.

Das Dorf war merkwürdig angelegt. Die schneeweißen Kalkwände der Häuser und Hütten waren an die grauen Felsen gelehnt, derart, dass man Höhlung, Winkel und Überdachung der Felsen geschickt ausgenutzt hatte, um teils mit Mauerwerk zu sparen, teils vor den Unbilden der Witterung natürlichen Schutz zu gewinnen. Je näher sie kamen, umso deutlicher wurde der seltsame Charakter dieses abgeschiedenen Felsendorfes.

Plötzlich, mitten auf dem Wege, blieb Manuel stehen und wandte sich nach Erich um: „Willst du mich mitnehmen nach Erez Israel?“ und gleich darauf, als er Erichs Augen aufflammen sah: „Sei still! Nicht jetzt! — Später! — Komm! —“ Es war eine ungeheure Woge der Hingebung, die nach diesen Worten Erichs Herz durchflutete, so dass er hinter Manuel mehr hertaumelte als ging. Er befand sich wie in einem Rausch, und es war ein Glück, dass sie noch eine Viertelstunde zu gehen hatten. So konnte er sich besinnen und zur Ruhe kommen, bis sie das Dorf erreichten.

Die Sonne war bereits hinter den Bergen, und die Kühle des Abends wehte um die Felsen, als sie an die ersten Häuser kamen. Von der kleinen Kirche ohne Turm, die, von Zypressen umgeben, an den Felsen über dem Dorfe hing, läutete die „Ave“-Glocke. Erich hatte in seinem Zustande nicht bemerkt, dass ihr Kommen schon beobachtet worden war, jetzt sah er auf einmal, dass am Eingang des Dorfes viele Menschen standen, alte und junge, und immer mehr aus den Häusern auf die Gasse strömten. Wieder waren es vier junge Leute, die auf einmal Manuel das Maultier abnahmen, und wie nun beide weiterschritten, schloss sich der Kreis der Menschen hinter ihnen und schob hinterher. Es war Erich sehr merkwürdig, so von allen Seiten begafft zu werden, und er kam sich vor, als wäre er irgendwo unter die Insulaner verschlagen worden. Es schienen auch wirklich primitive Menschen zu sein, die hier wohnten, dunkelfarbig wie die Zigeuner, nur hielten sie sich alle mit einer sichtbaren Würde, die in seltsamem Widerspruch zu der Dürftigkeit ihrer Kleider stand. Die Frauen trugen über Kopf und Schultern schwarze Tücher, die ihnen ein etwas strenges Aussehen gaben. Die Kinder, barfuß und ärmlich, standen am Weg und kauten an Stöcken. Die Männer kamen im weißen Hemd mit dunkler Hose aus den Häusern und hatten zerarbeitete Gesichter, die sie älter erscheinen ließen, als sie waren. Vor allem schien es unverhältnismäßig viel alte Leute im Dorfe zu geben. Alle aber sahen Erich mit freundlichen Augen an, und das bewegte ihn so, dass er gar nicht merkte, wie stolz und strahlend das Gesicht Manuels war, der den Freund an der Hand hinter sich herzog, mitten durch die Menge hindurch.

Jetzt hörte Erich ein sonderbares Murmeln in der Menge. Es klang wie Zurufe, aber leise, als trauten sich die Leute nicht, das zu sagen, was sie sagen wollten und was sie doch so sehr auszusprechen drängte. Er fühlte sich angesprochen, und zwar nicht von Einzelnen, sondern von allen, ohne zu verstehen, was sie meinten. Da bekam Erich etwas, wovon er schon gehört, was er aber noch nie erlebt hatte, er bekam Platzangst. Denn auf einmal wurde ihm deutlich, was sie riefen: „*Hej, Israel!*“ murmelte es, und „*Hej, Adonai!*“ und „*Zebaoth!*“ und noch einmal „*Adonai!*“ Es hätten wohl Schreie sein sollen, aber es war nur ein Raunen, flüchtig hingeworfene Laute, dem Ohr überlassen, das hören mochte, was zu hören war. Erich geriet in Aufruhr und drängte, aus der Menge herauszukommen. Um seine Erregung aber vollkommen zu machen, scholl plötzlich ein heller Ruf: „*Mlo chol haarez kwodo!*“\* Er kam von einem jungen Menschen, der eine Mauer erklimmen hatte und offener als die andern mit lachenden Zähnen zu Erich hinüberschrie: „*Mlo chol haarez kwodo!*“ Die Menge wandte sich beinah erschrocken nach dem Rufer um, dadurch wurde

---

\* Hebräisch: „Voll ist die ganze Erde seiner Herrlichkeit!“

das Gedränge noch größer, und Erich klammerte sich an Manuele Arm: ... Nach Haus! — Bitte!“ und war glücklich, als dieser ihn endlich durch eine niedrige Tür in das Dunkel eines Hauses zog, wo Manuele Eltern ihm auf einem Teller Brot und Salz entgegneten. Er sank auf eine Bank an der Wand, die hinter einem hölzernen Tische stand, und hielt krampfhaft die Hände, die sich ihm entgegenstreckten. Manuel mühte sich inzwischen, die Leute draußen vor der Tür fernzuhalten, was nur schlecht gelang. Sie drängten nach, die Stube wurde voll, es war Abend geworden und dunkel im Raum. Draußen hielt sich der junge Mensch noch immer daran: „*Mlo chol haarez kwodo!*“ —

Es ist fast unmöglich, Eriches Zustand zu schildern. Er fühlte, dass er mitten in einem Erleben stand, wie es ihm noch nie begegnet war. Es brauste in ihm und um ihn. Man setzte ihm zu essen vor, er aß, hörte aber gleich wieder auf und blickte flehend auf Manuel, so dass dieser endlich verlangte, dass man den Gast in Ruhe lasse. Sie hätten eine weite Reise hinter sich, außerdem sei jetzt Schlafenszeit. Da leerte sich allmählich das Zimmer, und Erich blieb mit Manuel und seinen Eltern zurück, die jüngeren Kinder verkrochen sich eines nach dem anderen, und nicht viel später gelangte Erich in den ihm angewiesenen Raum.

Es war der Schlafraum der Eltern, den man ihm eingeräumt hatte. Erich war völlig erschöpft und nicht mehr fähig, sich gegen solche Gastlichkeit zu wehren. Er sank aufs Lager, Manuel bettete sich neben ihm auf der Erde, die Nacht begann. Bald hörte er an den ruhigen Atemzügen neben sich, dass Manuel eingeschlafen war. Er selbst konnte nicht schlafen, die Gedanken jagten in ihm und kreisten um das „Woher“ und „Warum“, mit dem er nicht fertig wurde. Anscheinend hatte Manuel seine begeisterten Reden vom Lande Israel und der Heimkehr nach Zion in einer Weise wiedergegeben, die das ganze Bergdorf mit seinen ohnehin heimwollenden Marranen in Aufruhr und Erregung gebracht und ihm selbst — ihm, Erich Gordon aus Berlin — einen Empfang bereitet hatte, der ihn ängstete. Er war doch nicht mit seiner Jugend und seinen Hoffnungen als Messias in diese Berge gekommen?! Für was sahen die Leute ihn an? —

Um Mitternacht horchte er auf und merkte sofort, dass viele Leute vor seinem Fenster standen. Es war eine Unruhe und ein Geflüster auf der Gasse, das ihn unter die Decke kriechen ließ, ohne dass er damit freilich dem Gedanken entrinnen konnte, dass da das ganze Dorf sich vor seinem Fenster versammelt hatte, um seinen Schlaf zu bewachen. Was hatte er nur angerichtet? —

Endlich, gegen Morgen, sank er in einen bleiernen Schlaf, der ihn von einem Traum in den anderen jagte. Er sah sich mitten im Dorfe stehen und reden: „Die nationale Idee —“ begann er laut, aber da fielen alle im Chor ein: „*Hei, Adonai Zebaoth!*“ Er wollte von neuem beginnen, da tönte es hinter ihm: „GRANDE DEUS DE ISRAEL!“, so dass er gar nicht zu dem kam, was er sagen wollte. Dann fing er plötzlich zu rennen an, mitten durch die Menge hindurch, und sofort war alles auf seinen Fersen: „*Jah, chaj li li ha amali!*“ schrien sie, und es klang wie schallendes Gelächter hinter ihm her. Er aber hörte nicht auf zu rennen, immer bergab, bergab, bis er in Oporto war und wie gehetzt die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstürzte. Aber da war es gar nicht die Treppe in der Rua di Ritno, sondern die Treppe der Neuen Synagoge in Berlin, aus



deren Innerem plötzlich übermächtig schrill die Stimme des Schofars ertönte, so dass er erwachte.

Jäh fuhr Erich in die Höhe und sah Manuel am Fenster stehen. Es war früher Morgen, Manuel hatte das Fenster geöffnet und sich hinausgebeugt. Mit einem Male glaubte Erich, noch mitten in seinem Traume zu sein. Denn markerschütternd scholl draußen ein Ton, der, so wild und formlos er war, nur von einem Schofar kommen konnte. „Manuel!“ schrie er und war mit einem Satz neben ihm am Fenster. Da sah er im Kreise vieler Menschen einen alten Marranen stehen, der ein Widderhorn um seinen Kopf wirbelte und damit der Menge ein Zeichen gab, dass sie Erich mit einem lauten Schrei begrüßte: „*Hey, Israel! Hej, Adonai!*“ —

Manuel und Erich kleideten sich an. Erich war übernächtigt und zerschlagen, der Freund aber glücklich wie nie. Er bediente Erich mit einer Ergebenheit und Hingabe, die diesen verwirrte. Er brachte ihm Milch, Brot und einen Ziegenkäse hinauf. Erich aß schweigsam, Manuel sah lächelnd zu und sah in seinem Glück nicht die schwarzen Ränder unter Erichs Augen. Jetzt trat Manuels Vater ein, der Schuster Pablo Vaz, und, wie er da in der Tür stand, fiel Erich die natürliche Würde auf, mit der er sich leicht verneigte und dann ganz einfach sagte: „Padre Perez wartet.“

Noch ehe Erich fragen konnte, worum es sich handelte, sah er sich genötigt, dem Schuster Vaz zu folgen, der seinem Sohn gewissermaßen jetzt die Führung abgenommen hatte. So traten sie auf die Straße in einen sonnigen, aber kühlen Bergmorgen hinaus, und als Erich die frische Luft an seiner Stirn verspürte, wachte er erst richtig auf und fühlte sich endlich frei und genesen. Wie schön war doch das Marranendorf, das so wunderbar den Felshang hinaufgebaut war! Überall führten rechts und links steinerne Stufen zwischen dem Gemäuer empor, und wo nur ein Winkel war, wucherten große Kakteen aus den Spalten und Löchern hervor. So schritten sie, begleitet von der Menge, voran und erreichten nach hundert Schritten den Markt des Dorfes, in dessen Mitte eine riesige Steineiche von sichtbar hohem Alter stand.

Erich kam sich vor, als würde er zu einer Prüfung geführt, und so war es auch. Denn unter der Eiche — das sah er sofort — wartete man schon auf ihn. Auf der Bank, die um den dicken Stamm des Baumes gezimmert war, saß ein alter Mann, den er sofort als Padre Perez erkannte, obgleich er ihn noch nie gesehen hatte. Er mochte wohl der Schulze oder Dorfälteste sein, jedenfalls ein sehr alter Mann mit rissigen Zügen, dabei bartlos und mit breitkremeligem Hut auf dem weißen Kopf. Neben ihm standen einige andere Greise, Erich aber sah nur ihn, und als er Manuel neben sich flüstern hörte: „Er ist hundertdrei Jahre alt“, zitterte ihm das Herz.

Padre Perez saß da, das Kinn auf die Hände und die Hände auf den Stock gestützt und sah Erich mit seinen großen Augen an. Erich merkte nicht, dass das ganze Dorf in dichtem Kreise herumstand, er sah nur den alten Mann, der ihn jetzt in klarem Portugiesisch zu fragen begann:

„Du hast, kleiner Senor“, — er sagte „kleiner“ und Erich wunderte sich nicht —, „du hast dem Knaben Vaz, den wir vor einem Jahr nach Oporto geschickt haben, vom Lande Israel erzählt. Kannst du uns sagen, ob die Zeit gekommen ist?“

„Welche Zeit?“ hätte Erich fragen können, aber sein Herz klopfte stark. Er hatte die ruhigen, grauen Augen des Alten auf sich und konnte nichts herausbringen.

Padre Perez schien seine Not zu sehen, kniff die Augen etwas zusammen und fuhr fort: „Der Knabe Vaz hat hier von Dingen erzählt, die unserer Unwissenheit verborgen blieben. Du weißt es sicher besser, kleiner Senor, denn du bist aus der großen Welt zu uns gekommen: Hat der große Gott Israels seinen Zorn gewandt, und kehrt Israel heim zu seinen Zelten?“

Welch eine Sprache! Das war doch die Bibel! Erich war ratlos, er war mehr als ratlos. War er hier in den Bergen von Portugal, oder war er schon im Gebirge Juda? Von den Lippen des Alten kam etwas, was sich wie ein Felsen vor ihm erhob und zu drohen begann. Was sollte er sagen? Was war denn das alles, um Gottes willen? —

Erich blickte mit flatternden Augen zur Seite, wo Manuel stand, und begegnete einem sanften Lächeln aus dem Auge des Freundes, das wohl ermutigend sein sollte, in Wirklichkeit ihn aber lähmte. Er sah die alten Leute, die hinter Padre Perez standen und zusammen gewiss einige hundert Jahre alt waren, er hörte die Stimme des Alten, die ihm auch vierhundertjährig vorkam, und aus der die Hoffnung der Verfolgten sprach, die seit vierhundert Jahren mit ihrem GRANDE DEUS DE ISRAEL hier oben hausten, trotz Kreuz und Kirche, mit Kirche und Kreuz, und ihn zu fragen schien: Bist du ein Bote?

Was sollte er tun? Es war alles so klein vor der großen Ruhe in Padre Perez' grauen Augen. Sollte er hier „*Jah, chaj li li*“ singen? Sollte er anfangen: „Die nationale Idee, Padre Perez!“ — ? Oder: „Die neue Gesellschaftsordnung, Senor!“ — ? Es sah wild in seinem Kopfe aus, am liebsten hätte er etwas Außergewöhnliches getan, etwa laut geschrien, oder gar: „Ziehe ab deine Schuhe von deinen Füßen, Erich Gordon, denn der Ort, auf dem du stehst, ist heiliger Boden!“ Gesagt aber musste etwas werden. So fing er an und fing zu stammeln an.

„Wir kehren — kehren heim und bauen auf.“

„Kleiner Senor“, begann der Alte von neuem, „wir haben dich kommen lassen, weil du ein Kind bist, und nichts Böses in deiner Seele sein kann. Der Knabe Vaz hat unserer Jugend alles wiedererzählt, was du berichtet hast. Da ist unsere Jugend unruhig geworden hier oben und ist zu uns gekommen, sie wolle auch heimkehren. Da haben wir dich kommen lassen, mein Kind, und nun bist du hier, und wir fragen dich: Hast du vielleicht eine Botschaft für uns von *Adonai Zebaoth, mlo chol haarez kwodo*?“ —

Es war zu mächtig für ihn, Erich fing zu weinen an. Der Alte sah es eine Weile mit an, unbeweglich. Dann sagte er: „Warum weinst du? Ist etwa die Zeit noch nicht gekommen? — Oh!“ Es war ein tiefer Seufzer, der aus der Brust des Hundertjährigen kam, und eine Bewegung ging durch die Menschen in der Runde, als hätte mit dem Seufzer des Alten alle Hoffnung sie verlassen. Der aber fing von neuem an:

„Oh, oh, wir sind sehr unwissend und bitten den Gott *mlo chol haarez kwodo* an jedem Tage, dass er uns unsere Unwissenheit verzeihe. Du bist wissend, mein Kind, so berichte mir, wie sie im Lande Israel das Gesetz Moses halten.“

„Ich war noch — noch nicht im Lande“, stammelte Erich, und das Schluchzen steckte ihm in der Kehle. Kaum aber hatte er es gesagt, wollte er vor Scham in der Erde versinken, denn er fühlte, dass es trotz der Richtigkeit des Satzes doch eine Lüge war.

„Wir alle möchten heimkehren, unsere Unwissenheit allein ist es, die uns hindert. Wären wir wissend, wir würden gewisslich das Gesetz Moses halten und wären lange heimgekehrt. Denn unsere Sehnsucht —“, und dabei lehnte der Alte den Kopf zurück und blickte über Erich hinweg in die Weite, „unsere Sehnsucht nach unseren Brüdern ist groß, größer nur noch eines, — unsere Sehnsucht nach - IHM!“

Eine tiefe Wandlung war in Erich vorgegangen. Hier stand er, umgeben von einer Menschenmauer, die undurchbrechbar schien, und das waren Menschen, die vierhundert Jahre Christen gewesen waren, vor und in diesen vierhundert Jahren aber ihren Glauben an den Gott Israels tausendfach mit dem Feuertode besiegelt hatten. Was hatten sie von ihrem ganzen Judentum behalten? Nichts als die Erinnerung an die Schrecken der Verfolgung, dazu die paar Brocken vom Gott „*mlo chol haarez kwodo*“, vom „GRANDE DEUS DE ISRAEL“, vom „*Adonai Zebaoth*“. Und doch — das fühlte er deutlich — waren diese Menschen hundertmal mehr Juden als er selbst mit seiner Leidenschaft, Begeisterung und Hingabe, seinem Kampf und Streit und Zank um Erez Israel. Denn hier saß eine in Jahrhunderten gestaute Kraft, die, wenn die Schleusen des Wissens geöffnet wurden, Wunderbares vollbringen musste. Die Art, wie der Alte redete, großartig und naiv zu gleicher Zeit, die Stelle, wo er saß, das Felsendorf über und unter ihm, alles warf ein Netz über diesen Jungen aus dem aufgeklärten Berliner Westen, in dem er sich in Qualen wand. Es war unentzerrbar, dass nur ein leidenschaftlicher Ausbruch ihn aus dieser Seelennot erretten konnte. Der Ausbruch kam, als der Alte, nicht von seinem Platze noch von seiner Frage weichend, als gälte es für ihn, das Geheimnis des ganzen Weltalls zu ergründen, Erich mit seinen grauen Augen durchdrang und seine Stimme hob:

„Seid ihr Wissende? Und wenn ihr Wissende seid, wie könnt ihr es verantworten, dass ihr das Gesetz Adonais nicht haltet? Oder haltet ihr's doch? Denn wie wolltet ihr heimkehren ohne *Mlo chol haarez kwodo*?“

„Nein, nein, nein, Padre Perez“, schrie Erich Gordon, der Siebzehnjährige, unter der Steineiche von Telho, dass es ein Echo gab am Felsen über ihm, „sie halten es nicht, sie wissen und halten es nicht! Sie haben es verlassen, das Gesetz Moses, die Alten, aber wir, wir Jungen, wir wollen es halten! Wir wollen heimkehren ins Land der Väter, wollen arbeiten mit Pflug und Hacke und Hammer und Beil und das Gesetz aufrichten, das Gesetz des *Adonaj Zebaoth*, des GRANDE DEUS DE ISRAEL, *mlo chol haarez kwodo*!“ —

Es war wie ein Posaunenstoß, der durch die Felsenberge scholl, was Erich Gordon da rief. Das Volk um ihn her warf die Arme in die Luft und fing zu schreien an: „*Israel, hej! Hej, Adonai!*“ Sie schrien so laut, dass sie lange nicht merkten, dass der alte hundert jährige Padre Perez aufgestanden war. Er hatte sich langsam und zitternd an seinem Stock erhoben, und plötzlich sahen sie ihn: Beide Hände streckte er nach Erich aus — in der einen hing der Stock — und sie zitterten ihm, die Hände, ja, der Kopf auch zitterte dem alten Padre Perez, als er unter dem plötzlichen Schweigen aller rief:

„Kleiner Senor! Wir hatten die Kunde vernommen, dass Israel heim will zu seinen Zelten, wir hatten auch den Ruf vernommen, der uns selber heimwärts rief! Unsere Brüder in Oporto haben uns Briefe geschickt! Unsere Brüder haben ein Heiligtum erbaut in Oporto! Aber wir haben nicht geglaubt, weil unsere Schwäche größer war als unsere Sehnsucht, unsere Unwissenheit aber am größten! Kleiner Senor aus dem fernen Lande Deutschland, du hast unseren Glauben geweckt, dich hat wahrlich der Gott *mlo chol haarez kwodo* zu uns geschickt! O Brüder Israel, gute Brüder Israel, meine hundert Jahre sind ganz aufgewacht! Stützt mich, stützt mich, dass ich hinknie vor dem GRANDE DEUS DE ISRAEL! Ich will hinabsteigen nach Oporto, dass meine Augen sehen, was meine Ohren gehört haben. Ich will hinabsteigen und einen Lehrer holen, dass er unsere Unwissenheit heile. Wir kehren heim! Knabe Vaz, kleiner Senor! Eilt voran und verkündet es den Brüdern, die vorangegangen sind: Padre Perez kommt nach Oporto, das Gotteshaus zu sehen, und wir kehren heim, — alle — alle — alle!“

Erich hatte die Hand des Alten ergriffen und weinte. Freudig bewegt und mit Tränen in den Augen wogten die Leute um sie her und riefen, indem sie einander umarmten: „Amen! Amen! Amen!“

Sechs Wochen später langte im Dorfe Telho ein Lehrer an, der wurde von den armen Marranen aufgenommen wie ein Fürst. Am Tage unterwies er die Kinder, am Abend saßen Männer, Frauen und selbst Greise um ihn her und lauschten seinen Worten und schrieben auf Schiefertafeln die alten heiligen Zeichen, schrieben das Aleph und schrieben das Taw und lachten, als sie zum ersten Male lesen konnten: *Mlo chol haarez kwodo*. Vor allem aber waren es die Mütter mit den schwarzen Kopftüchern, die mit großem Eifer lernten und nicht erwarten konnten, bis sie ihre Kinder selber lehrten.

Noch einige Monate später, im Frühjahr 1934, fuhr ein Schiff über das Mittelmeer und näherte sich dem Hafen von Haifa. Die See war glatt, die Sonne schien. Vorn am Bug des Schiffes standen an der Reling zwei junge Leute. Kräftig und gebräunt standen sie da, und ihr Herz jubelte dem Festland entgegen, dessen blasse Umrisse eben sichtbar wurden. Sie achteten nicht auf die Passagiere, die hinter ihnen standen und ihre helle Freude zu haben schienen an den beiden prächtigen Gestalten, die von Kraft und Lebenslust strotzten und im Begriff waren, ihre Arbeit, ihre Hoffnung, ihre Zukunft ins Land der Väter zu tragen, um teilzuhaben am Werke der Erlösung. Keiner aber von all diesen Touristen merkte, dass die Bereitschaft der beiden jungen Menschen viel weiter reichte als bis zu dem Acker, den sie pflügen, dem Sumpf, den sie entwässern wollten. Ihr Herz glich jenen Priestern, die einst die Bundeslade trugen: Erich und Manuel trugen Gott ins Land.

## Theodor Herzl spricht

(Zum 30. Todestage am 3. Juli 1934 / 20. Tamus 5694)

So stand er vor mir, als ich siebzehn war:  
Gleich König Saul, die Menge überragend.  
Von dunkler Trauer war sein Bart und Haar,  
Und seine Augen tiefe Schwermut tragend.

Und seine Stimme dunkel klang und leis,  
Und was sie traf, verstummte in der Runde.  
Sie war uns allen Werbung und Geheiß  
Und brachte uns die allererste Kunde:

„Das Land ist fern, ich will es näherbringen.  
Ob ihr, ob ich es schaue, weiß ich nicht.  
Genug, dass ihr schon wisst, es wird gelingen.  
Genug, ich zeige euch — das große Licht.

Wollt ihr zurück ins Land? Ich will noch mehr,  
Ich lief zu lange durch den fremden Sand:  
Die Heimkehr will ich, sie ist mein Begehrt,  
Zum Juden tum noch vor dem Juden land.

Was nützen Spaten, Hacke, Pflug und Beil,  
Die Kräfte, die wir in den Armen haben?  
O glaub mir, nur die Heimkehr ist das Heil,  
Du wirst dir sonst Erlösung nicht ergraben.

Gräbst du auch Tag und Nacht, du gräbst für dich.  
Wenn du dein Volk, dein leidendes, vergisst.  
Ich sah sein Leid und so erkannte ich,  
Dass Rückkehr noch nicht Heimkehr ist.

Doch bist zu wahrer Heimkehr du bereit  
Zu Volk und Gott in Liebe und Vertrauen,  
Dann macht dir unser Land die Tore weit:  
Dann darfst du kommen und dann darfst du bauen!“

*Emil Bernhard Cohn*

## 5. Jahrgang

# Die Geschichten von Sußja\* und Elimelech

Dem Chassidischen nacherzählt

*von Emil Bernhard Cohn*

An Sußja und Elimelech zeigten sich schon in frühester Kindheit die Verschiedenheiten des Charakters, die, wie man weiß, später ihr ganzes Leben bestimmten. Sie saßen noch im Cheder\*\* zusammen, da sagte schon der Melamed\*\*\* von Sußja: „Wenn er lernt, pfeift er!“ und von Elimelech: „Der lernt!“ Beide waren sie die Söhne von Reb Schimschon, dem Fuhrmann, der am Rande des Städtchens Hanipol sein Häuschen und seinen Stall hatte und in dem Stall sein Pferdchen und sein Wägelchen, mit dem er den Bauern der Gegend half, ihre Früchte zu fahren. Das Land Polen war breit, und das Städtchen war klein, ganz klein das Häuschen und der Stall, zwischen denen ein Holunderbusch stand, so groß, dass Stall und Haus unter seinem Laub und Blüten fast verschwanden.

Elimelech war ein stiller Knabe mit dunklen Augen, der, wo man ihn sah, immer ein frommes Buch unter dem Arme trug, was den braven Vater, der selbst ein einfacher Mann war, hoch erfreute. Sußja — oder Sische, wie ihn die Leute nannten, — war ein richtiger Lümmel mit ewig zerrissenen Kleidern, aber überaus lustig und zu Streichen aufgelegt. Jeden Morgen brachte er seinen Bruder Elimelech, mit dem er das Kämmerchen teilte, zum Lachen, indem er mit beiden Beinen aus dem Bette sprang, sich nach allen vier Windrichtungen feierlich verneigte und ausrief: „Kol Jisroel\*\*\*\* einen schönen guten Morgen!“ Dieses Wort behielt er sein Leben lang bei, und für Elimelech, der sein ganzes Leben nicht von Sußjas Seite wich, wurde dieser Morgengruß zum täglichen Stichwort, an dem Kindheit, Jugend und Vaterhaus immer aufs neue lebendig wurden, noch zu einer Zeit, als Vater und Mutter längst unter der Erde lagen, und die beiden Brüder durch die Fremde wanderten: „Kol Jisroel einen schö-

---

\* Das erste S dieses Namens ist scharf zu sprechen.

\*\* Die Kleinkinderschule des Ostens.

\*\*\* Der Kinderlehrer.

\*\*\*\* Ganz Israel.

nen guten Morgen!“ Da stand das kleine Städtchen Hanipol vor ihnen, da das Häuschen, da der Stall, und da stand der alte Vater Reb Schimschon im flatternden Fuhrmannshemd breitbeinig in seinem Leiterwägelchen, schnalzte mit der Zunge, zog die Zügel an und rollte wackelnd auf das lärmende Pflaster der Landstraße hinaus.

„Ich muss für Sische mitlernen!“ sagte sich Elimelech, wenn Sußja hinter die Schule lief, und stützte den Kopf über den heiligen Büchern mit tieferem Ernst und doppeltem Eifer. „Bruderleben, komm herab!“ sang Sußja im Hofe. Sie liebten sich beide über die Maßen.

Eines Tages kam der Vater vorzeitig nach Haus, da hörte er im Stall hinter der Stalltür seinen Sohn Sußja reden. Der Junge war gerade Barmizwah geworden. Er redete anscheinend auf seinen Bruder Elimelech ein, der ihm freilich — was den Vater sonderbar dünkte — keine Antwort gab: „Bruderleben“, tönte es aus dem Stall, „was sind das für Sachen? Du bist doch sonst nicht unvernünftig! Rackerst dich zuschanden für nichts und wieder nichts! Sei klug und mach dir einen freien Tag! — Wie meinst du, Bruderleben? Sprich laut, ich versteh dich nicht! — He? Bist anderer Meinung? — Pfui, pfui! — Lass den Vater Vater sein and komm auf die Wiese hinaus, dass wir uns tummeln! — — „

Als der Vater ärgerlich die Tür aufstieß, stand Sußja ganz allein bei dem Pferdchen im Stall und klatschte ihm auf die Schenkel. „Komm heraus, du Lümmel, du Narr!“ schrie der Vater böse, zog Sußja an den Ohren heraus und fing ihn zu prügeln an. Elimelech aber hatte die ganze Szene oben von seinem Kammerfenster mit angesehen, und als er den Bruder in Not sah, flog er die Stiege hinab, hinten zum Haus heraus und von der andern Seite — vom Vater ungesehen — durch das Stallfenster in den Stall hinein: „Aber, Vater!“ rief er und trat wie von ungefähr aus dem Stall, so dass der Alte überrascht sich umwenden musste, von Sußja abließ und zu lächeln begann, als er seinen Stolz, seinen Elimelech sah. Dem aber war es gar nicht recht, denn er hatte dem Bruder die väterlichen Prügel geneidet und erwartet, nun auch sein Teil abzubekommen. Aber es half ihm nichts, dass er jetzt dem Vater beteuerte, er hätte Schuld an allem. Der Alte war versöhnt, und hinter seinem Rücken sah er den Sußja lachen.

„Er versteht es besser als ich“, sagte sich Elimelech in seinem Herzen, aber da er so zu sich selber sprach, errötete er schon und verbesserte sich im Stillen: „Er — ist besser als ich! Ein Liebling Gottes ist er!“ —

In jenen Zeiten erfüllte der Ruhm des großen Rabbi Dow Ber von Misritsch, den man kurz den „großen Maggid“ nannte, das ganze polnische Land. Er gehörte zur ersten Nachfolge jenes wunderbaren Mannes, dessen Lehren und Geschichten damals in aller Munde lebten, des Baalschem Israel von Miedzeboz\*. Vor allem waren es die Fuhrleute, die ins Land hinaus kamen, die diese Dinge hörten und weitertrugen und das Herz der armen Leute damit erquickten. Auch Reb Schimschon, der Fuhrmann von Hanipol, erzählte zu Hause davon, und wenn er selbst auch noch nicht wusste, was er mit all den Geschichten anfangen sollte, konnte er doch nicht verhindern, dass eines schönen Tages seine Söhne

---

\* Der Stifter des Chassidismus.

zu ihm kamen: „Vater, entlasse uns! Wir wollen zum großen Maggid fahren!“ Der Wandertrieb war in Sußja erwacht, er war es, der die Bitte aussprach, Elimelechs Schicksal aber war es, in allem seinem jüngeren Bruder zu folgen und ihm zu dienen.

So kamen sie — Elimelech war damals siebzehn, Sußja sechzehn Jahre alt — nach Misritsch und standen eines Tages vor der Tür des großen Maggid. Sußja, der auf der ganzen Reise gesungen und gepfiffen hatte, war auf einmal ganz still geworden, und eine heilige Scheu war in sein Herz gefallen: „Geh du hinein“, sagte er zu Elimelech, „du bist der Ältere!“ — „Nein, geh du! Du hast zuerst reisen wollen!“ flüsterte Elimelech. Da klopfte Sußja an die Tür und trat ein. Elimelech stand atemlos vor der Tür und konnte hören, was sie drinnen redeten. Er erschrak aber in seiner Seele, als er folgendes Gespräch vernahm:

„Was bringst du mir, Jüngel?“ —

„Ich bringe Euch meinen Bruder, Rabbi.“

„Was ist mit dem Bruder?“ —

„Ein Kopf, Rabbi! Ein großer Kopf!“

„Und du?“ —

„Ich? — Nicht der Rede wert!“

In diesem Augenblick fing Elimelech vor der Tür so laut zu weinen an, dass der Maggid heraustrat und Sußja fragte: „Ist er das?“ — Und dann sagte er: „Bleibt beide bei mir! Es wird sich zeigen, wer der Bessere ist.“

Elimelech aber küsste dem Meister die Hand: „Er ist der Bessere, denn ich komme immer zu spät!“ — —

So blieben sie beide beim Maggid, und er liebte sie, wie er alle seine Schüler liebte. Es zeigte sich aber, dass Elimelech sich immer in der Nähe des Meisters hielt, an seinen Lippen hing und sein Wesen lernte, während Sußja zumeist drüben im Bes Hamidrasch saß und auf der Ofenbank seine Pfeife rauchte. Beide aber waren sehr arm, und die Not des Lebens war ihnen immer nah.

Eines Tages nun geschah es, dass die Jünger ihrem Meister die Frage vorlegten, wie das alte Wort wohl zu verstehen sei, dass der Mensch „Gott für das Schlimme ebenso preisen müsse wie für das Gute“. Da sah der Meister sie an und sprach: „Geht ins Bes Hamidrasch, da werdet ihr auf der Ofenbank einen finden, der wird euch die Deutung sagen.“ Da gingen sie und fanden den Sußja so, wie der Rabbi es ihnen gesagt hatte, rauchend auf der Ofenbank. Als sie ihn aber fragten, fing er zu lachen an: „Da seid ihr an den Rechten gekommen! Wie könnt ihr mich fragen, dem es noch keine Stunde in seinem Leben schlecht ergangen ist?“ — Dabei wussten sie alle, in wie bitterer Armut er lebte, und als sie seine Rede hörten, fingen sie an sich zu schämen. Das aber hatte der Meister gewollt, als er sie zu ihm schickte.

So vergingen einige Jahre. Die Brüder blieben beim großen Maggid und blieben beieinander, Elimelech verkündete überall den Ruhm seines jüngeren Bruders Sußja, auch Sußja lobte Elimelech, wie er konnte, so dass sie an Liebe einander überboten. Da kam eines Tages ein großes Unglück über die polnischen Juden. Die Tataren waren ins Land gefallen, hatten einige Dörfer geplündert und eine Anzahl Juden gefangen weggeführt, hoffend, ein großes



Lösegeld für sie zu bekommen. Und in der Tat wurden jetzt Sendboten in alle Provinzen geschickt, die sollten Gelder sammeln, um die alte Pflicht des „Pidjon Schwujim“, d. h. des Auslösens der Gefangenen zu erfüllen. Auch den großen Maggid hatte man aufgefordert, geeignete Jünger für diesen heiligen Zweck zur Verfügung zu stellen, und seine Wahl war auf die beiden Brüder gefallen, die auf diese Weise wiederum ans Wandern kamen.

In einem Wirtshaus in der Nähe von Brody hatten sich eine Anzahl Rabbinen das Treffen gegeben, um zu beraten, was weiter in dieser Sache geschehen sollte. Dorthin waren daher auch Elimelech und Sußja gekommen, denn man hatte ihnen gesagt, dass sie dort Weisungen für ihre weitere Wanderschaft erhalten würden. Als sie an einem sonnenhellen Nachmittag ankamen, fanden sie die Stube voller Menschen, die an den dunklen Holztischen saßen und miteinander redeten und schrien. Der eine sagte dies, der andere das, und eine Einigung schien nicht zu erzielen. Im offenen Fenster aber hing ein Vogelbauer mit Singvögeln, die dort ihren lieben Lärm miteinander vollführten, gleich als wollten sie den Menschen um sie herum an Eifer nicht nachstehen. Bescheiden hatte Elimelech sich in einen Winkel gedrückt, während Sußja sofort zu den Vögeln hinüber lachte, denen er sich leise summend alsbald zu nähern begann.

Am Tische stritten sie sich, wer gehen sollte und welche Angebote man machen sollte, wieviel Gefangene es seien und was zu tun sich lohne, als Elimelech plötzlich unruhig wurde. Was war das für ein merkwürdiges Singen, mit dem Sußja um die Vögel herumging? Elimelech horchte hin, und auch einige von den Männern am Tische fühlten sich gestört. Sußja stand mit dem Rücken zur Stube und sang und wiegte sich hin und her: „Tauw haschem lakaul w'rachamow al kol maassow! Gütig ist Gott zu allem und sein Erbarmen über allen seinen Geschöpfen!“ Dabei lockte er die Vögel, lächelnd und mit glänzenden Augen und hatte seine Finger an den Stäben des Bauers.

„Man muss in alle Gemeinden gehen!“ rief der Brodyer Raw über den breiten Tisch.

„Gefangene müssen ausgelöst werden!“ scholl es vom andern Ende her.

„Um jeden Preis!“ bekräftigte ein dritter.

„Tauw haschem lakaul —!“ sang Sußja.

„Pscht!“ zischten sie von allen Seiten. Elimelech fing an, auf Sußja zuzugehen.

In diesem Augenblick gab es ein Flattern, und die Vögel aus dem Bauer flogen zum Fenster hinaus. „Oh!“ rief Elimelech und tat die Hand an den Mund, aber schon füllte das Geschrei des Wirtes, der eben zur Tür hereingetreten war, den Raum:

„Lump! Landstreicher! Meine Vögel! Meine Vögel!“ Damit stürzte er sich auf Sußja und fing ihn zu prügeln an.

„Loslassen!“ schrie Elimelech: „Gefangene zu befreien zog er aus, und Gefangene hat er befreit! Seht ihr denn nicht, dass er ein Heiliger ist?“

Es half ihm nichts. In weitem Bogen flog Sußja zur Tür hinaus, blass und erschrocken stolperte Elimelech hinter ihm her. Als er ihn erreichte, zitterte er so, dass Sußja ihn halten musste. „Bruderleben! Bruderleben!“ rief Sußja lachend und schlug ihm mehrfach kräftig mit der Hand auf den Rücken, damit er zu sich käme.

„O Sische“, ächzte Elimelech, „mache doch, dass auch ich einmal die Prügel bekomme!“

„Jedem das Seine!“ lachte Sußja, legte übermütig die Finger in den Mund und tat einen hellen Pfiff. Da fing auch Elimelech wieder zu lachen an, und weiter wanderten beide. —

Mittags kehrten sie in einem Wirtshaus ein. Das Wirtshaus gehörte einem Juden, und in der Stube standen viele fromme Bücher in einer langen Reihe an der Wand. Die Stube war voll von Juden. Die Brüder setzten sich an einen Tisch in der Ecke, um das karge Brot zu verzehren, das sie in einem Quersack bei sich trugen. Da wurde Elimelech wieder trübsinnig und fing zu reden an. „Bruderleben“, sagte er, „ich quäle mich: Wie kommt es, dass du die Menschen so fröhlich machst, während bei mir —“

„Bruderleben, sie lachen mich aus.“

„Nein, Sische, sondern sie lachen dich an.“

„Hör, Bruderleben Elimelech: Lern mir ein Blatt Gemore\*!“ Sußja war kurz aufgestanden, jetzt klappte er einen dicken Band auf den Tisch, den er sich von der Wand geholt hatte.

„Erst antworte mir!“

„Nein, erst lerne mir!“ und damit schlug er den Band auf, und Elimelech musste lernen. Kaum hatte er angefangen, da spitzten schon die Juden die Ohren, dann traten sie heran, einer nach dem anderen und lauschten. Der Wirt hinter dem Schanktisch legte Glas und Handtuch hin und gesellte sich zu den andern. Schließlich stand die ganze Stube um den weisen Jüngling Elimelech herum, in dessen Munde die Lehre an diesem Tage so stark und mächtig war, dass selbst das Gespräch der polnischen Fuhrleute, die mit ihrer Peitsche in der Ecke saßen, verstummte. Alle hörten zu, und als Elimelech zu Ende war, sahen sich die Juden vergnügt und vielsagend an und schnalzten mit der Zunge. Der Wirt aber stellte unter dem Beifall aller den Brüdern ein Schnäpschen auf den Tisch.

„Jedem das Seine!“ flüsterte Sußja dem Bruder ins Ohr. Elimelech verstand ihn und sah ihn dankbar an. Dann aber flüsterte er zurück: „Du hast mich aber doch überwunden! Bruderleben, wie machst du das nur?“

Noch redeten sie so, da stand vor Elimelech die Frau des Wirtes mit ihrem sechsjährigen Jungen, einem blassen Bürschlein mit schwarzen Locken und einem Mützchen drauf: „Seid so gut: Bensch\*\* mir den Jungen!“ Elimelech legte dem Kinde die Hände auf, benschte es und sagte: „Du sollst weise sein wie die Weisesten in Israel!“ Die Mutter strahlte. Da hatte aber auch schon Sußja den Jungen gepackt, schnell gebensch und tüchtig geschüttelt: „Jünger, sei gesund wie ein Nichtjud\*!“ Dann marschierte er zur Tür hinaus und Elimelech blieb wie immer nichts übrig, als ihm zu folgen.

Eines Tages waren sie auf ihrer Wanderung wieder in einer Schenke eingekehrt und fanden dort eine große Bauernhochzeit im Gange. Die Musikanten fiedelten, die Männer gröhlten, die Frauen lachten und kreischten, und die Diele dröhnte vom Tanz der Fröhlichen. Sußja und Elimelech drückten sich

---

\* Talmud

\*\* Segnet

scheu durch den Lärm und ließen sich die Stiege hinaufleuchten. In einer Dachkammer wurde ihnen ein Bett angewiesen, in das sie sich beide teilen mochten. Eben hatten sie sich zur Ruhe begeben, als die betrunkenen Bauern die Stiege hinauf stürmten: „Wo sind die Juden? Wo sind die Juden? Wir wollen unseren Spaß haben! Wir wollen die Juden prügeln!“ Sie drangen in die Kammer ein, rissen Sußja, der ihnen am nächsten lag, aus dem Bett und prügeln ihn windelweich, worauf sie nach gekühltem Mute ebenso verschwanden, wie sie gekommen waren.

Elimelech hatte an der Wand gelegen und mit Entsetzen angesehen, wie dem Bruder das Fell gegerbt wurde. Jetzt neidete er Sußja die Prügel und sprach: „Bruderleben, sie werden wiederkommen. Leg du dich jetzt an die Wand und lass mich selbst am Bettrand liegen, damit du nicht zweimal daran kommst.“ Sußja legte sich willig an die Wand. Um Mitternacht tobte es von neuem herauf: „Wo sind die Juden? Wo sind die Juden?“ Als sie aber den nächstliegenden Elimelech schon gepackt hatten, schrie plötzlich einer: „Nicht den, der hat schon! Den andern! Den andern!“ und alsbald langten sie sich den armen Sußja von der Wand herüber, und er musste zum Schrecken Elimelechs die zweite Tracht erdulden. Lachend sagte er danach zu Elimelech: „Bruderleben, wem Prügel bestimmt sind, den treffen sie, wo immer er liegt!“

So wanderten sie beide eine Anzahl Jahre durch das polnische Land, und ihre Bestimmung schien ihnen auf allen ihren Wegen zu folgen. Sußja lachte, und Elimelech war ernst, Sußja bekam die Prügel, und Elimelech quälte sich. Beide hungerten. Wohin sie aber kamen, rühmte einer den andern, und da sie viel wanderten und öfters ihre Orte passierten, wurden sie bald sehr bekannt unter den Leuten. Elimelech aber merkte bald, dass der Name des Bruders größer und größer wurde, und dass er schon als ein Heiliger genannt wurde unter den Menschen. Da fing er von Herzen an, dem Bruder zu dienen, und tat es mit solcher Freude und Innigkeit, dass schließlich auch zu ihm die Liebe der Menschen kam. Über Sußja aber gingen bereits im Volke Geschichten herum, die nicht anders von ihm sprachen als von einem Manne, der mehr vermochte als gewöhnliche Menschen.

Eines Tages kamen sie in die große Stadt Krakau, wo die polnischen Könige ihr Schloss hatten, und wo ein berühmter Raw — Rabbi Jizchak Telzer — unter den Juden wie ein Fürst residierte. In dieser Stadt kannte natürlich keiner die beiden Brüder, selbst der Name des großen Maggid und seiner Lehre war kaum bis hierher gedrungen. Es war aber die Zeit der Laubhütten, das Jahr war schon vorangeschritten, die Blätter fielen von den Bäumen, und die Nächte waren kühl. Von dem Namen des gelehrten Rabbi Jizchak Telzer war die ganze Stadt voll, so dass die Brüder — kaum angekommen — sich sofort in die große Laubhütte des Rabbis begaben. Es war bereits Abend, und man hatte dem

Rabbi schon das Bett in die Sukkoh\* gerückt, auch mit Decken und Kissen reichlich versehen. Trotzdem war die Hütte noch voll von Menschen, die da am Tisch saßen und lernten, wie es heißt: „Ihr sollt darüber sinnen Tag und Nacht!“ Als nun die Brüder mit ganz leisem „Scholaum Alejchem!“\*\* eintraten, achtete ihrer keiner, und weder der Raw noch die andern gaben ihnen den Gegengruß. Da fasste Sußja Elimelech am Ärmel und zog ihn stracks an den Tisch, wo sie laut über einem schwierigen Blatt Gemore\*\*\* saßen: „Bruderleben, lern mit!“ Elimelech quälte sich wieder und wollte sich von Sußja losmachen, aber schon fragte dieser so laut, dass alle es hören mussten: „Bruderleben, was sagst du zu der Stelle?“ —

Da musste denn Elimelech Rede stehen und tat es mit so großer Klugheit und so scharfem Verstand, dass alle erstaunten, and der Raw ihm einen Ehrensitz anbot. Auf Sußja achtete keiner. Nur Elimelech bemerkte, dass, als ein Flüstern anhub: „Ein Weiser! Ein wahrer Weiser!“ sich Sußja plötzlich zu seinem Nachbarn bog und ihm ein Wort ins Ohr flüsterte, das Elimelech deutlich vernahm: „Ein Heiliger!“ hatte Sußja gesagt, und Elimelech wurde rot vor Schrecken und Glück. Aber nachher machte er dem Bruder doch Vorwürfe: Bruderleben, du tatest es nicht um der Torah willen, du tatest es nur um meinwillen, und das grämt mich, Sische!“

Als die Nacht kam, verließen alle die Laubhütte, auch Elimelech wollte gehen. Sußja aber erbat sich vom Raw die Erlaubnis, ebenfalls in der Laubhütte übernachten zu dürfen. Da blieb auch Elimelech. Der Raw bestieg sein Bett, Sußja legte sich auf die Matte vor dem Bett und Elimelech daneben. Wenn später Elimelech von dieser Nacht erzählte, wurden die Ohren der Hörenden weit und ihre Augen groß, und diese Erzählung vor allem war es, die den Ruhm des Sußja von Hanipol im jüdischen Volke begründet hat.

Es wurde tüchtig kühl in der Hütte, und um Mitternacht hörte Elimelech, wie der Bruder erschauerte und einmal leise vor sich hinsprach: „Ribojnoj schel ojlom\*\*\*\*, Sische friert!“ Und wunderbar, mit einem Male wurde es warm in der Laubhütte ganz warm und immer wärmer, bis der Raw es nicht mehr aushalten konnte und ein Kissen nach dem anderen ans dem Bette warf. Da hatte denn „Sische“ genug, sich zuzudecken. Bald danach hörte Elimelech ihn wieder flüstern: „Genug für heut!“ - Da wich alsbald die Wärme aus dem Raum, und mit langem Arm langte der Raw aus dem Bett, zog die Kissen Sußja vom Leibe weg und deckte sich wieder zu. Das tat er das erste Mal im Halbschlaf, als es sich aber wiederholte, rieb er sich die Augen und passte auf, beim dritten Male saß der hochberühmte Raw von Krakau aufrecht im Bett.

---

\* Laubhütte.

\*\* „Friede sei mit euch!“

\*\*\* Talmud.

\*\*\*\* Herr der Welt.

„Lass es genug sein, Bruderleben!“ stieß Elimelech ängstlich Sußja an. Aber jetzt wusste der Raw schon, wen er vor sich hatte, sagte Reb\* Sische zu ihm, den er am Abend noch ganz missachtet, hatte, und teilte für den Rest der Nacht mit den Brüdern die Kissen. Als aber der Morgen gekommen war, und die Kinder mit dem Lulaw\*\* kamen, redete er Sußja mit „Rebbe Reb Sische“ an, reichte ihm den Lulaw und sagte: „Rebbe Reb Sische, bensch\*\*\* Ihr zuerst!“

Am folgenden Tage erbrauste ganz Krakau von Sußjas Ruhme, und von dieser Zeit an blieb ihm der Name erhalten bis auf diesen Tag: „Rebbe Reb Sische“ nennt ihn noch heute das Volk, wenn es seine Geschichten erzählt.

Nun muss ich zum Schluss noch von seinem Tode erzählen. Sußja starb jung, kaum vierzig Jahre alt\*\*\*\*, und als sie in der Heimat Hanipol sein armseliges Lager umstanden, kannte der Schmerz seines Bruders Elimelech keine Grenzen. Er kniete vor seinem Lager und weinte auf die blasse Hand des Sterbenden heiße Tränen. Das Volk aber, das jetzt Sußja wie einen Heiligen verehrte, stand bis auf die Straße hinaus und füllte kommend und gehend die Stube des kleinen Häuschens, in dem er einst von seinem Vater Ohrfeigen bekommen hatte. Jetzt starb er an der Stätte seiner Kindheit und starb an der Auszeichnung, an der auch einst seine Mutter gestorben war.

„Bruderleben!“ rief Elimelech, „Liebling Gottes und der Menschen! Sag mir ein Wort zu guter Letzt, dass ich deiner gedenke für und für!“

Sußja lag da, und seine Augen glänzten and umfingen den Bruder mit einer schon überirdischen Liebe. Aber er schwieg.

„Warum sagst du mir nichts, heiliges Herz? Du entwandtest mich an jedem Tag der Sünde, wachtest mit deiner Freude über mir und erfülltest alle meine Wünsche. So sage mir jetzt einen letzten Wunsch, dass ich dir wiedergebe von meiner Liebe. O Sische, was kann ich dir tun?“

Da sah Sußja den Bruder an, dann sagte er: „Ruft die Klesmorim\*\*\*\*\* und spielt mir ein Liedel!“ Und merkwürdig, keiner von allen verwunderte sich, jeder fand es ganz in der Ordnung, was er sagte. Und da waren auch schon die Musikanten zur Stelle und fingen zu spielen an. Sie fiedelten eine Weile mit Geigen und Brummbass, und es war wirklich hübsch zu hören. Mitten drin aber starb Sußja. Er legte lächelnd den Kopf auf die Seite und war tot.

Als die Leute in der Stube das sahen, machten sie den Musikanten ein Zeichen. Elimelech aber winkte anders: „Spielt weiter, bis er oben ist!“ sagte er leise und lächelte.

Da spielten die Musikanten, und es waren muntere Weisen, die sie spielten. Und während sie zu Ende fiedelten, drückte Elimelech dem Bruder die Augen zu. Dann wandte er sich um und sagte still: „Er liebte Gott, er liebte die Geschöpfe, und alles, was er tat, hat er richtig getan!“

---

\* Reb = Rabbi.

\*\* Feststrauß, bestehend aus Palmenzweig, Myrten und Weiden.

\*\*\* „Sprecht Ihr den Segen über den Lulaw zuerst!“

\*\*\*\* Im Jahre 1809.

\*\*\*\*\* Klesmorim, hebr. — die Musikanten.

# 1492

Von Emil Bernhard Cohn

Auf den Straßen Toledos Welch tolles Gespiel?  
Heiße jucheia!  
Fünzig Trommeln und Pfeifen ebensoviel:  
Heiße jucheia!  
Warum wirbeln die Trommeln so wild und schnell?  
Warum kreischen die Flöten so hell und gell?  
Und ruhn nicht und werden nicht leiser,  
Und die Fiedeln fiedeln sich heiser? —  
— Die Juden ziehen aus Spanien.

Wie war's? Wie kam's? Es kam ein Sturm:  
Gefallen Granada!  
Die Glocken hallten von Turm zu Turm:  
Gefallen Granada!  
Gefallen der Mauren letzter Hort,  
Es schluchzte sein König und musste fort;  
Und aus den heil'gen Moscheen  
Zum Himmel erbrausten Tedeem: —  
— Da bebten die Juden in Spanien.

Was haben die Juden damit zu tun,  
Mit dem Fall von Granada?  
Die Juden haben gar viel zu tun  
Mit Torquemada!  
Das war der Mönch mit bösem Sinn,  
Das war die heilige Königin;  
Er hat sie zur Beichte genommen,  
Sie hat das *Absolvo*\* bekommen: —  
— Die Juden müssen aus Spanien.

Es kam der Tag: Nun müßt ihr fort!  
— „Wir können ja nicht!“  
Sie saßen gelähmt am Gräberort:  
— „Wir können ja nicht!“  
Sie flehten und schluchzten, der Pöbel schrie;  
Als man Hunde holte, da flohen sie,  
Und stürzten in Angst auf die Gassen;  
Man hat sie auch dort nicht gelassen: —  
— Die Juden müssen aus Spanien.

---

\* *Absolvo te*, d. h. „Ich löse dich!“ ist die lateinische Löseformel des katholischen Priesters in der Beichte.

Als Don Isak, der Rabbi, solches gesehn,  
Don Isak Abravanell,  
Da schrie ihm das Herz in wilden Wehn,  
Don Isak Abravanell!  
Doch lauter schrie's von der Gasse herein, —  
Was tat Don Isak bei solchem Schrein?  
Man sah in Spelunken ihn steigen.  
Er mietete Trommeln und Geigen: —  
- Die Juden müssen aus Spanien.

Ja, wahrlich, Don Isak, das tatest du gut!  
Nun heia jucheia!  
Musik bringt Leben in Bein und Blut,  
Nun heia jucheia!  
Fünfzig Trommeln und Pfeifen ebenso viel  
Und Flöten und Geigen, o herrliches Spiel!  
Hei, fhrt ihnen das in die Beine,  
Als ging es zum Tanz und zum Weine: —  
— Die Juden ziehen aus Spanien.

Sie springen und jauchzen die Straße entlang:  
O sonniges Spanien!  
Sie singen - und singen Heimatgesang:  
O sonniges Spanien!  
Dazwischen Pfeifen und Hundegebell,

Trommelwirbel — nun reiße, Fell!  
Heia, die Heimat! — Von dannen, von dannen!  
Lustige Heimat! — Die Tränen rannen: —  
— So zogen die Juden aus Spanien.

# Der Seder des Kinderdorfs

*Von Emil Bernhard Cohn*

Die Geschichte, die ich euch hier erzähle, ist so wahr, wie alle Geschichten, die ihr von mir habt. Und sollte einer kommen und „Gelogen! Gelogen!“ schreien, so glaubt ihm nicht. Ihr wisst ja, ich bin brühwarm aus Erez Israel gekommen, und dann lügt man nicht: „Awwira d'ar'a machkim: Die Luft des Landes macht weise!“ sagt ein altes Wort. Hat man je gehört, dass ein Weisegewordener die Unwahrheit sagt?

Also — ich war im Kinderdorf. Es ist ganz allgemein bekannt, dieses wundervolle Kinderdorf. Alles wird da von Kindern gemacht: Sie pflügen die Äcker, sie pflanzen die Beete, sie bauen die Häuser, sie ziegeln die Dächer, sie melken die Kühe, sie züchten die Hühner. Vor allem aber, es ist alles wie ein kleiner Staat von Kindern: Sie beraten im Kinderrat, sie beschließen in der Kinderregierung, sie urteilen im Kindergerichtshof, sie versammeln sich in der Kindersynagoge — ach, nein —, da hab ich mich versprochen. Das gerade nicht, nein, nein, das nicht. Im Gegenteil, gerade darüber wurde im Lande manches gemunkelt, dass es mit der Religion und der Torah im Kinderdorf nicht sehr weit sei.

Aber lassen wir das fürs erste. Es ist ja auch nicht ganz so, wie gemunkelt wird. Ich habe selbst mit dem jungen Lehrer, der mich dort herumgeführt hat, gesprochen. Der hat mir gesagt - und er muss es doch wissen —, dass man wirklich auch im Kinderdorf religiös sei. Nur zur „Ansprache an Gott“ — wie komisch er sich ausdrückte! — könne man sich dort nicht verstehen. Er meinte mit der Ansprache an Gott wohl das „Baruch ata -“ oder, wie es bei uns heißt, das „Boruch ato —“ usw. Chanukkalichter wohl, aber ohne Broche.

Der junge Lehrer hat mir gefallen. Alle Lehrer sollten so aussehen: Ein prachtvoller Mensch, jung, frisch, ein freies Auge. Ich habe ihn ehrlich gefragt, und er hat mir ehrlich geantwortet.

„Also, — ihr zündet Chanukkalichter an?“

„Gewiss!“

„Und da steht ihr stumm dabei?“

„Warum nicht?“

„Und was macht ihr Pessach? Was tut ihr am Seder?“

„Zum Seder schicken wir die Kinder weg!“

„Wohin?“

„Zu ihren Eltern, nach Tel Aviv, nach Jeruschalajim, — manche bleiben auch hier.“

„Ohne Seder?“

„Ohne Seder! — Das heißt, ich muss Ihnen bekennen, einmal hat es hier doch einen Seder gegeben und gerade im letzten Jahr, — eine ganz tolle Geschichte, und die will ich Ihnen erzählen. Kommt da eines Tages mit der



Jugend-Alijah\* ein Junge aus Deutschland, Gideon Levy hieß er, Barmizwah war er. Denken Sie, ein frischer hochgewachsener Bursch, braun gebrannt, wahrscheinlich die Folge eines Berliner Paddelbootes, dazu Muskeln, also gerade das, was wir brauchen. Ein Fressen für unser Kinderdorf. Nur eins dabei, — denken Sie: So ein Junge und — fromm! Haben Sie das schon gehört? Der Junge hebt Lasten, klettert über die Dächer, ist der erste beim Sport und — legt Tefillin\*\*. Die Jungen lachen ihn aus, aber — er legt Tefillin. Er geht wie die Älteren hinter dem Pfluge, auf einmal, um die Mittagszeit, macht er halt, lässt die Ochsen stehen, zieht ein Gebetbüchel aus der Tasche und betet Mincha.

Die Jungen lachen. Aber sie hören bald auf zu lachen. Denn Gideon ist kaum vier Wochen da, da steht er im Kinderrat auf, fängt zu reden an und redet so, dass die Jugend aufhorcht. Und da er merkt, dass sie auf ihn hören, und da er ja außerdem beim Sport der erste ist, fängt er allmählich an, kleine Forderungen zu stellen, hier zu kritisieren, da zu mäkeln, warum dies nicht sei und jenes nicht sei, und wie man sich überhaupt das bevorstehende Pessachfest denke und dergleichen. Der Junge wird uns unbequem. Denken Sie, er geht sogar so weit, einen Sederabend zu verlangen. Was soll das werden? Wo bleibt die Freiheit der Überzeugung, die wir durchaus den Kindern erhalten wollen? Sie verstehen, Herr Doktor, wir haben die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Jugend auf unsere Fahne geschrieben. Wo bleibt dieses Selbstbestimmungsrecht, wenn ein einzelner auftreten und durch das Übergewicht seiner Persönlichkeit die Jugend unter seine Gefolgschaft bringen darf, und zwar auf einem Wege, der die Freiheit hemmt? — Gideon legt Tefillin, und man sieht es bereits den Gesichtern unserer Jungen und noch mehr unserer Mädels an, dass ihnen auch das imponiert und nicht bloß sein Fußballspiel.

Und nun kommt das Pessachfest und am Erew\*\*\* Pessach schicken wir unsere Kinder weg. Einem großen Teil gelingt es auch, früh fortzukommen. Aber da sind zehn, fünfzehn Jungen und Mädels, die zaudern, haben dies vergessen, das vergessen, — es ist wie verhext — drei Uhr ist es geworden, und sie sind noch nicht fort. Endlich um fünf nimmt sie der Autobus mit, alle glücklich verstaut, alle vergnügt und zufrieden. Der Motor springt an: L'hitraot! Auf Wiedersehen! Weg sind sie. —

Nun denken Sie bloß, was geschieht: Eine Stunde später kommt abgehetzt eine alte Frau und berichtet, dass die Kinder nicht nach Tel Aviv gefahren wären, sondern sich etwa zehn Minuten hinter dem Kinderdorf vom Chauffeur mitten auf der freien Chaussee hätten absetzen lassen.

Das ganze Dorf, soweit es zu Hause geblieben war, geriet in Aufruhr. Denken Sie, Doktor, welcher Leichtsinn von den Kindern! Die Eltern in der Stadt erwarten die Kinder, und die Kinder treffen nicht ein. Welche Verantwortung für uns und dazu noch — welche Gefahren! Sie wissen, wir leben hier gut mit den Arabern, aber für die Beduinen können wir keine

---

\* Jugend-Alijah ist die Einwanderung Jugendlicher, vor allem aus Deutschland, nach Palästina.

\*\* Tefillin, die Gebetriemen, die der Jude beim Morgengebet an Wochentagen um Arm und Kopf legt.

\*\*\* Vorabend des 1. Tages.

Verantwortung übernehmen, und gerade in den letzten Tagen hatten sich solche in der Gegend sehen lassen. Unser Direktor war außer sich und murmelte heftige Worte vor sich her, die für die Kinder nichts Gutes erwarten ließen, wenn man sie fand.

Die Pferde wurden schnell aus dem Stall geholt, und wir ritten zu achten auf die Suche hinaus. Die Nacht war sternklar, der Mond beleuchtete fast taghell das Land. Wir folgten der Autostraße und hatten in etwa zwanzig Minuten die Stelle erreicht, wo der Autobus die Kinder abgesetzt haben musste. Auf dem ganzen Wege zerbrachen wir uns den Kopf, was die Kinder veranlasst haben könnte, ihre Fahrt abzubrechen. Erez Israel-Kinder, das wussten wir, sind zu allerhand Dummheiten aufgelegt, haben aber doch und gerade bei uns ein gewisses Solidaritäts- und Verantwortungsgefühl, das sie vor allzu großen Dummheiten bewahrt. Darauf vertrauten wir, und das veranlasste uns, auch nicht allzu aufgeregt zu sein. Zudem hatte uns schon der kurze Ritt durch die Nacht und das Trappeln der Hufe unter uns einigermaßen beruhigt.

Jetzt stiegen wir an jener Stelle ab, führten die Pferde auf eine Wiese nebenan und machten sie fest. Dann blickten wir uns um. Die Nacht war klar und hell. Hinter uns lagen die Lichter des Kinderdorfs, dessen Bäume silbern im Mondlicht schimmerten. Vor uns lag links auf einer Anhöhe der Herrensitz eines arabischen Scheichs, dessen Grundbesitz an unsere Felder grenzte und der uns im Übrigen freundlich gesonnen war. Sonst war in der Ebene nichts zu sehen als einige Hecken und Bäume, die auf unseren eigenen Feldern verstreut standen.

Wo konnten die Kinder sich hinbegeben haben? Hatten sie eine nächtliche Mondfahrt durchs Land angetreten? Verlockend genug war ja die Nacht für solch eine Wanderung! Wozu dann aber die Geheimnistuerei? - Unser Direktor, der freilich auch die ganze Verantwortung trug, verhehlte nur schlecht eine Aufregung, die nach anfänglich ruhigerer Betrachtungsweise sich seiner wieder bemächtigt hatte. Er murmelte böse und heftige Worte vor sich her.

„Dort! Was ist das dort?“ rief plötzlich einer und wies mit dem Finger über die Felder hinaus, wo wir in etwa fünfhundert Meter Entfernung einen merkwürdigen Lichtschein sahen, der an einer Stelle wie ein weißer Nebel über der Erde lag. Da unten lag eine uns allen wohlbekannt Talsenke, von Ölbäumen umstanden, die noch zum Besitz des Kinderdorfs gehörte. Die Stelle war interessant, weil wir dort vor kurzem beim Umgraben auf eine alte Mosaik gestoßen waren, die möglicherweise früher zu einer Synagoge gehört haben mochte, was aber nicht sicher war. Wir folgten dem Lichtschein und, als wir näherkamen, erblickten wir eine Anzahl Menschen, die um ein Lagerfeuer versammelt waren.

Ganz leise schlichen wir herzu, bis wir Einzelheiten unterscheiden konnten, und plötzlich erkannten wir, dass es in der Tat unsere Kinder waren, die dort im Kreise an der Erde saßen. Ja, es waren die Gesuchten. Aber was, zum Henker, taten sie da? —

Plötzlich standen wir wie aus der Erde gewachsen in ihrem Kreise. Erschrocken war ein Teil von ihnen aufgesprungen. Aber Gideon Levy, der als Anstifter der ganzen Geschichte an ihrer Spitze saß und gerade beim Sprechen, oder sagen wir richtiger, beim Singen war, steigerte in unbeirrter Fortsetzung dessen, was er tat, einfach und fast drohend seine Stimme, als wollte er uns recht vor die Stirn geben, was hier geschah. Mazza su, scheanu ochlin, al schum mah? Diese Mazza, die wir hier essen, zu welchem Ende? —

Die Sprache versagte uns: Da saßen an die zwanzig Jungen und Mädels unseres Dorfes und hielten unter freiem Himmel, teils hingelagert, teils hockend auf gekreuzten Beinen ihren Seder ab: Mazza war da, Maror, Bitterkraut, war da, und zwei Weinflaschen belehrten uns, dass auch sonst alles nach der Vorschrift geschah.

Wir taten das Vernünftigste, was wir tun konnten, — unser Direktor ist ein kluger Mann, und ein Wink von ihm genügte: Wir setzten uns zu ihnen und nahmen Teil an dieser seltsamen und, wie ich persönlich wenigstens bekennen muss, ganz zauberhaften Feier unter dem freien Nachthimmel unseres Landes bei Mondschein, Sternen und Orangenduft. Als aber der Augenblick kam, da man dem Propheten Elia die Tür öffnen sollte, sprang eines der Mädchen von der Erde auf und öffnete eine Tür, die nicht da war. Das Mädchen tat das mit einer wunderbaren Bewegung und einer weitausgreifenden Geste. Es sah aus, als machte sie das Tor des Himmels auf, dieses wunderbaren Himmels mit seinen Millionen Sternen, die hier im Lande so nah sind, als könnte man sie mit Händen greifen.

## Lied Davids vor Saul

Vor den wankenden Mauern von Jabesch  
Lag Ammons Heeresgebraus,  
Vor den wankenden Mauern von Jabesch  
Schauten um Hilfe aus  
Die Augen von Jabesch Gilead.

König Amnon sandte nach Jabesch  
Einen schwarzen Boten hinein:  
„Ergebt euch, doch eines will ich:  
Ausbohren mit spitzem Stein  
Die Augen von Jabesch Gilead.“

König Saul, der pflügte den Acker  
Und folgte der Stiere Huf,  
Da vernahm er die Kunde von Ammon,  
Da vernahm er den Hilferuf  
Der Augen von Jabesch Gilead.

Da zerriss König Saul seine Stiere,  
Sandte die Stücke ins Land hinein:  
„So ergeht es den Stieren dessen,  
Der nicht mit mir zieht, zu befreien  
Die Augen von Jabesch Gilead.“

Da folgten ihm tausend und tausend  
Über des Jordans tosende Macht,  
Da schlug König Saul seine Feinde  
Und rettet aus drohender Nacht  
Die Augen von Jabesch Gilead.

König Saul, König Saul, unser König,  
Wie danken wir dir das? —  
König Saul, sieh unsere Augen,  
Sie schenken dir Perlen von köstlichem Nass,  
Die Augen von Jabesch Gilead.

E. B. C.